4

DISKUS

1961 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

11. JAHRGANG · MAI

D 2442 E

Preis 20 Pf

STUDENT UND POLITIK

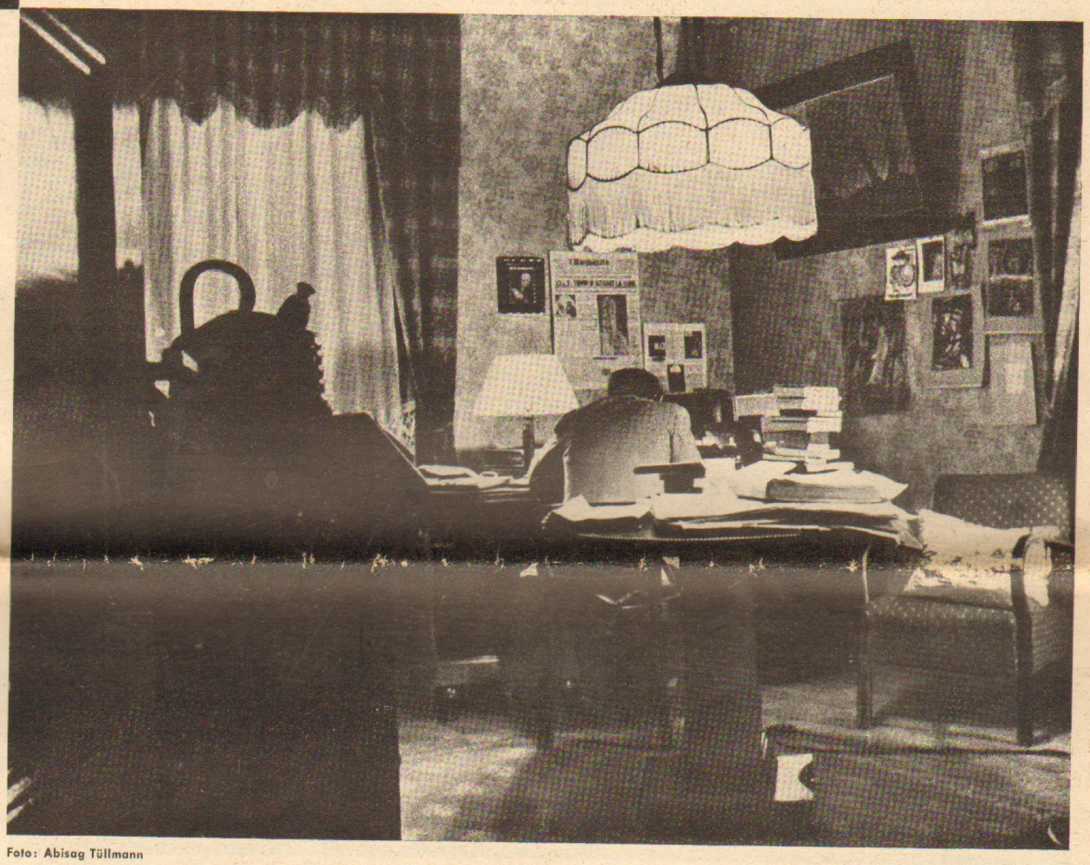


Foto: Abisag Tüllmann

Niemand erwartet von der empirischen Sozialforschung sensationelle Ergebnisse. Oft genug ist es so, daß bei einer Umfrage etwas herauskommt, was man, wenngleich quantitativ weniger exakt, vorher schon wußte. Wer die sprichwörtlich miserable Beteiligung der Frankfurter Studentenschaft an den AStA-Wahlen während der vergangenen Jahre verfolgt hat, war immer schon von Illusionen frei, was das gegenwärtige Verhältnis von Student und Politik angeht. Und doch vermitteln die soeben veröffentlichten Resultate einer vom Institut für Sozialforschung unter Leitung von Jürgen Habermas, Ludwig von Friedeburg, Christoph Oehler und Friedrich Weltz im SS 1957 und im WS 1958/59 durchgeführten Studie zum politischen Bewußtsein der Frankfurter Studenten ein qualitativ neues Bild. Sie gewähren zugleich einen Einblick in die Bewußtseinslage der westdeutschen Studenten überhaupt. Deshalb vor allem, weil diese Studie im Gegensatz zu dem, was heute vielerorts Meinungsforschung heißt, gesamtgesellschaftlich und erkenntniskritisch reflektiert ist. Eine theoretische Kontrolle der empirischen Befunde, die es mit sich bringt, daß die Untersuchung, obwohl zunächst durchaus subjektiv orientiert, bei den „Ansichten, Verhaltensweisen und durchgehenden Haltungen" der Studenten nicht stehenbleibt, sondern als weitgehend durch „objektive Verhältnisse produziert" begreift. Verhältnisse, die sich gegenüber den Studenten einmal in Gestalt von Institutionen der Universität durchsetzen, in denen sich wiederum die vertrackte Logik des Gesamtprozesses reproduziert, zum anderen in Gestalt der immer raffinierter werdenden Massenmedien, denen die Studenten wie alle anderen Zeitgenossen tagtäglich ausgesetzt sind.

In seinen einleitenden Erwägungen zum Begriff der politischen Beteiligung bemerkt Habermas mit Recht, daß es nicht darum gehen könne, diese als einen Wert „an sich" zu verstehen, sondern im Hinblick auf einen möglichen, von den geschichtlichen Aufgaben vorgezeichneten objektiven Sinn, was eben auch bedeutet, relativ auf die reale Gunst oder Ungunst der Bedingungen ihrer Entstehung.

Wenn das fehlende politische Interesse gerade bei Menschen akademischer Bildung immer wieder bejammert wird, so ist zunächst einmal der heute gültige Begriff von Demokratie, demgegenüber solche Indifferenz sich bekundet, näher ins Auge zu fassen. Während das sich als Nation etablierende substantielle Bürgertum von Rousseaus Idee der Volkssouveränität und den Menschenrechten der Aufklärung ausging oder in Hegels Philosophie der Staat als vernünftige Form des objektiven Geistes ins Auge faßte, hat sich Demokratie in der jüngsten Geschichte im Bewußtsein der Menschen auf eine Sammlung praktikabler Techniken und formaler Spielregeln reduziert. Diese Formalisierung der Demokratie hat die Vorstellung eines herzustellenden richtigen Ganzen ins Reich der Fabel verbannt. So nimmt es nicht wunder, daß immer häufiger die Demokratie der westlichen Welt mit den M i t t e l n gleichgesetzt wird, regelmäßig die Bevölkerung mit bestimmten, dem Osten noch fehlenden Gütern zu beliefern, d. h. die Konjunktur zu erhalten.

Mit dem, was Habermas als die „Entwicklung des liberalen Rechtsstaates zum Träger kollektiver ‚Daseinsvorsorge'" bezeichnet, hat sich zweifellos die äußerliche, abstrakt-verwaltungstechnische Seite des Staates mehr in den Vordergrund geschoben. Der Staat begegnet dem Einzelnen primär als Verwaltungsapparat, nicht eigentlich als Polis. Den Niederschlag dessen finden wir in dem noch immer recht dürftigen Sozialkundeunterricht unserer Schulen. Das formale Funktionieren des Parlamentarismus ist sein Hauptinhalt. So wichtig es sein mag, zu wissen, daß der Bundesrat bei Gesetzesvorlagen Einspruchsrecht hat, so wenig dürfen Staat und Gesellschaft die historischen Größen zu solch leeren Mechanismen verflüchtigt werden, wenn anders der Sozialkundeunterricht einen Sinn haben soll. Wie die Befragung ergab, besitzen die Studenten im allgemeinen denn auch ein solideres „Apparatwissen" als ihre nichtakademischen Altersgenossen.

Zur Entpolitisierung der Bevölkerung und zur Reduktion des Politischen aufs Formale und Administrative hat nicht zuletzt auch der immer mehr erstarrende Gegensatz von Ost und West beigetragen. Die berechtigte Abwehr totalitärer Praktiken hat notwendig dazu geführt, daß die produktiven Widersprüche innerhalb der westlichen Welt einfrieren, nicht mehr in wirklichen Konflikten ausgetragen werden. Alles ist mit trüber Identität geschlagen. Was heute unter dem fehlgehenden Namen als „Entideologisierung" unserer Parteien gefeiert wird, ist selber stärkstem Ideologieverdacht ausgesetzt. Es gibt keine Partei der Bundesrepublik, die nicht mit ihrer Jugend- oder Studentenorganisation gelegentlich Verdruß hätte, der bis zur Distanzierung führen kann. Es ist kein Zufall, daß in Ländern an der Peripherie des kalten Krieges, wie im Vorderen Orient, in Japan oder Südamerika politische Aktionen der Studentenschaft einen ganz anderen Sinn und andere objektive Möglichkeiten haben.

Je mehr ökonomische und politische Macht sich miteinander verfilzen, d. h., je mehr der Gesamtprozeß der Gesellschaft sich mit „Politik" durchsetzt, die sich als solche gar nicht mehr zu erkennen gibt, desto entleerter von Politik wird das Bewußtsein der Individuen. Wo alles politisch wird, ist nichts mehr politisch. Gerade auf diesen Sachverhalt verweist Habermas nachdrücklich.

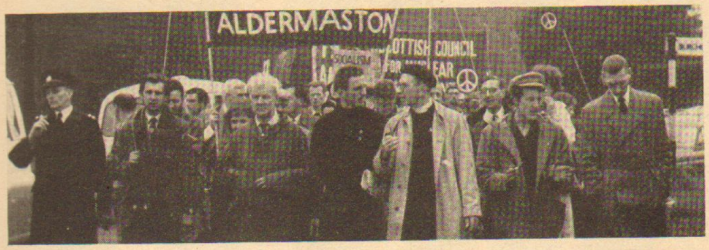
Daß das Politische als Lebensform, die Ideen von 1789, dem deutschen Bürgertum wesentlich in verinnerlicht-philosophischer Form zuteil wurde, ist eine bekannte Tatsache der Geistesgeschichte. Gleichwohl gehört sie sehr zum Verständnis des zeitgenössischen Prozesses der Entpolitisierung hinzu, wie die Untersuchung bestätigte.

Die Frankfurter Studie geht bei ihrer Einschätzung des politischen Verhaltens der Studenten von den „objektiven Initiativchancen" des „normalen Staatsbürgers" aus. Dabei sind die „gruppenspezifischen Vorzüge" der studentischen Existenz nicht zu unterschätzen. Sie bestehen vor allem aus besseren Informationsmöglichkeiten. Politische Gespräche finden unter Studenten, verglichen mit der Gesamtbevölkerung, recht häufig statt. Immerhin erklärten dies 38 % der Befragten. Freilich geht die studentische Aktivität über Wahlbeteiligung und gelegentliche Diskussionen kaum hinaus. 30 % aller Studenten verneinten, sich jemals für eine politische Sache eingesetzt zu haben. Parteipolitische Bindung liegt nur bei 4 % vor. Das Funktionieren parlamentarischer Vorgänge ist, wie gesagt, unter Studenten gut bekannt. So waren 71 % der Befragten darüber unterrichtet, daß im Bundestag ein Gesetz dreimal „gelesen" wird. Eine Umfrage im Juni 1956 ergab, daß nur 16 % der Bevölkerung davon wußten. Die bessere Kenntnis der Funktionen der Demokratie führt zumindest zu einer positiven Gesamteinstellung. 76 % der Studenten sprachen sich gegen die Herrschaft einer Partei aus. Solche positiven Stellungnahmen bedingen jedoch keineswegs automatisch ein entsprechendes politisches Engagement. Sie bleiben häufig konsequenzlose Bekenntnisse. Aktivität und Informiertheit fallen ebensooft auseinander. Der hektisch betriebsame, wie er in politischen Studentengruppen oder beim AStA uns begegnet, muß nicht immer zugleich der Gutinformierte, dieser nicht immer zugleich der Aktive sein.

Daß aus einer positiven Haltung zur Demokratie noch keineswegs praktische Folgen hervorgehen müssen, ergibt sich besonders deutlich aus der sehr instruktiven Analyse der „Typen des politischen Habitus", die einen Hauptteil der Untersuchung bildet und zeigt, wie wenige Studenten eine wirkliche Vermittlung zwischen den sozialen und politischen Prozessen und ihrem persönlichen Alltag herzustellen vermögen. Nur 29 % erwiesen sich als „reflektierte Staatsbürger", 9 % als „Engagierte". 13 % bezeichnet die Studie als „unpolitisch", 11 % als „irrational Distanzierte", 19 % als „rational Distanzierte" und weitere 19 % als „naive Staatsbürger". Sieht man von solchen soziologisch wichtigen Differenzierungen ab, so ist der Prozentsatz derer, die f a k t i s c h dem politischen Bereich fern stehen, außerordentlich hoch.

Gehen die „Unpolitischen" in ihrem aufs Examen zugeschnittenen Studium und verschiedenen Hobbies auf, so entschuldigen die „irrational Distanzierten" ihre Apathie häufig mit dem Hinweis Politik sei „schmutziges Ge-

Fortsetzung Seite 2



Ban the Bomb

Wer weiß heute in Deutschland, was auf den beiden Ostermärschen der Atomwaffengegner von Aldermaston und Wethersfield nach London vor sich gegangen ist? Wer weiß Genaueres von den drei großen Sitzstreiks der Atomwaffengegner am 18. Februar, 4. April und 29. April in London? Wer weiß etwas über den Protestmarsch von London nach dem Atomunterseeboot-Stützpunkt der Amerikaner in Holy Loch, der zum Zeitpunkt, da diese Zeilen verfaßt werden, noch unterwegs ist? Wer weiß etwas über die anderen Ostermärsche, die in Amerika (etwa 25 000 Menschen), Kanada, Dänemark, den Niederlanden und Deutschland Tausende von Menschen unterwegs sahen? Wer weiß schließlich etwas über den Protestmarsch der amerikanischen Atomwaffengegner, der von San Franzisko nach Moskau führen und im Juli auch durch Deutschland kommen soll?

Nur wenige werden diese Fragen positiv beantworten können, einfach deshalb, weil sie einer Berichterstattung zum Opfer gefallen sind, deren sich die deutsche Presse in dieser Frage vorzugsweise bedient: Es wird verschwiegen, was unangenehm ist. In England, wo die Bewegung der Atomwaffengegner geradezu ungeheuerlich angewachsen ist, kann man, ohne sich lächerlich zu machen, deren Aktionen einfach nicht mehr totschweigen. Also man berichtet, aber wie! So wird beispielsweise der Aldermaston-Marsch, an dem Abgeordnete des englischen Parlaments, Geistliche und Gelehrte teilnahmen, zu einem „Marsch der Teenager", die in den Übernachtungsquartieren „Liebesorgien" feiern, worüber von „Sonderkorrespondenten" ausführlich „berichtet" wird.

Es soll nun hier einiges Klärende zu diesem wirklich bedeutenden Ereignis gesagt werden. – Bedeutung haben die beiden Ostermärsche von Aldermaston und Wethersfield in zweierlei Hinsicht: Sie sind schon rein von der Zahl der Teilnehmer und deren Marschleistung eine ungeheuer eindringliche Manifestation des politischen Willens eines immer größer werdenden Teils des englischen Volkes.

Sie führen damit aber zugleich zu einer Demokratisierung des politischen Lebens oder sind bereits Ausdruck einer solchen. Denn die Protestmärsche von Aldermaston und Wethersfield waren nicht Märsche von Oroganisationen, sondern von Individuen, die sich zusammengeschlossen haben in der CND, der Campaign for Nuclear Disarmament, der Kampagne für Nukleare Abrüstung, der Menschen aller Religionen, Konfessionen, Weltanschauungen und aller politischen Schattierungen angehören. Da marschieren tief religiöse Menschen neben Atheisten, Kommunisten mit Anhängern selbst der Regierungspartei (eine für deutsche Verhältnisse unvorstellbare Situation!). Diese Menschen haben trotz aller Meinungsverschiedenheiten ein gemeinsames Ziel: Sie wollen die für die gesamte Menschheit zur Gefahr gewordenen Massenvernichtungsmittel aus der Welt schaffen.

Trotz schlechter Wetterverhältnisse marschierten auf dem Aldermaston-Marsch 20 000 und dem Wethersfield-Marsch 12 000 Menschen, insgesamt 32 000 Menschen den ganzen Tag lang. Die Schätzung über die Zahl der Menschen, die der Schlußkundgebung beiwohnten liegen sehr weit auseinander und gehen von 60 000 bis 180 000. Der Mittelwert von 120 000 wird wohl der Wahrheit am nächsten kommen. Es wurden insgesamt 18 Ansprachen gehalten. So waren unter anderen der englische Philosoph Bertrand Russel, der 1. Vorsitzende der CND, C. Collins, Robert Jungk, Abgeordnete der Labour-Party und Funktionäre der verschiedensten Gewerkschaften zu hören. Viel entscheidender als Zahlen aber war für alle Teilnehmer das Erlebnis, in einer großen Gemeinschaft der verschiedensten Menschen zu stehen und mit ihnen zusammen für ein großes Ziel Mühen und Strapazen freiwillig auf sich zu nehmen. Was aber sind nun die Ziele der Protestmärsche von Aldermaston und Wethersfield?

1. Die englische Regierung soll bedingungslos und notfalls einseitig auf ihre Kernwaffen verzichten. 2. Die englische Regierung soll alle Stützpunkte fremder Staaten auf englischem Boden aufkündigen. 3. England soll sich aus dem Nato-Bündnis zurückziehen.

Die Begründungen dafür sind folgende:

1. Durch einen einseitigen und zur Not bedingungslosen Verzicht auf seine Kernwaffen, sowie durch die Auflösung amerikanischer Stützpunkte auf englischem Boden wäre ein erster Schritt hin zu einer allgemeinen Abrüstung getan. Der Wahnsinn des ständig wachsenden Rüstungswettlaufes, der eine immer größere Bedrohung des Weltfriedens darstellt, wäre zum ersten Male erfolgreich durchbrochen und eine Basis des gegenseitigen Vertrauens zwischen den beiden großen Machtblöcken wäre geschaffen. Von einer Schwächung der westlichen militärischen Stärke zu reden, ist geradezu lächerlich in Anbetracht der Tatsache, daß amerikanische Militärfachleute feststellen, daß die amerikanische Streitmacht in der Lage ist, die ganze Welt siebenmal zu vernichten. Mit Hilfe der englischen kann sie das insgesamt vielleicht achtmal vollbringen.

3. England könnte die ungeheuren Summen, die es heute noch für eine sinnlose Atomrüstungspolitik zum Fenster hinauswirft, für sinnvolle Zwecke verwenden, um entweder seinen eigenen Lebensstandard oder den der unterentwickelten Länder zu heben.

4. Durch eine Politik ohne die Bombe hätte England die Chance, im Falle eines Atomkrieges von einem vernichtenden Kernwaffenangriff verschont zu bleiben. Die UNO könnte eine internationale Kontrolle des ganzen englischen Territoriums übernehmen, was den Vorteil hätte, daß zum ersten Male ein Kontrollsystem ausgearbeitet und praktiziert werden könnte, das als Vorstufe zu jenem Kontrollsystem, das einmal die allgemeine kontrollierte Abrüstung ermöglichen soll, dienen könnte. Klaus Knobloch

PARIS MORGEN?

Im Pariser Grand Palais wurde jetzt eine Ausstellung gezeigt, die jeden Bewohner und Freund der „Ville Lumière" eigentlich mit Freude erfüllt haben sollte. Doch DEMAIN PARIS (Paris Morgen) hinterließ bei manchem Betrachter ein beklemmendes Gefühl. An Modellen, Plänen und Bildern war zu sehen, wie Paris morgen aussehen soll. ‚Gestern' noch ein buntes Durcheinander von großen und kleinen Häuschen, ‚Morgen' große, einheitliche, leblose Hochhäuser.

Träumer, Verliebte und andere ‚Misfits' werden in Zukunft umsonst gegen Morgen zum Châtelet hinschlendern; kein fröhliches, wunderbar chaotisches Getriebe mehr beim Sonnenaufgang, keine Gemeinschaft von Arbeitern, Debutantinnen, Clochards und Touristen mehr im ‚Chien qui Fume' bei einer Zwiebelsuppe: Les Halles sollen – ebenso wie der Flohmarkt – abgerissen werden.

In großen Aluminium-Bussen wird sich manch einer wehmütig darin erinnern können, daß er es einst zu den Schönheiten dieser Welt zählte, auf der Plattform eines alten Autobusses Paris zu durchqueren. Ein entschiedenes ‚Non' der Bevölkerung verhinderte, daß diese liebenswürdigen hochbeinigen Vehikel schon jetzt aus dem Verkehr gezogen werden.

Auch dieser Betrachter kann sich allerdings nicht der Einsicht verschließen, daß eine Stadt ständig modernisiert werden, daß man der Wohnungsnot, dem Verkehrschaos und der allgemein vorherrschenden Enge auf irgendeine Weise begegnen muß. Vielleicht hatte er nur Angst, daß sich mit dem Bild auch der Geist dieser Stadt ändern könnte; eine Angst, die ihm in der Nacht zuvor gekommen war, als er mit Freunden (wegen geringfügiger Ruhestörung) von einer sehr tüchtigen Polizei stundenlang festgehalten wurde, und am nächsten Morgen, als er am Place de l'Etoile alte Nazilieder mit neuem französischen Text aus den Lautsprechern der Parachutistes vernahm, oder die antidemokratischen und antisemitischen Parolen sah, die eine „Jeune Nation" an die Pariser Métro-Wände gemalt hatte.

Malte J. Rauch

STUDENT UND POLITIK von Seite 1

schäft", das politische Leben undurchdringlich. Kritischer verhalten sich die „rational Distanzierten", bei denen der Gedanke durchkommt, es müsse prinzipiell möglich sein, das blind ablaufende Geschehen in bewußte und vernünftige Aktionen aufzulösen. Von den Tagesproblemen zu großen gesellschaftlichen Fragen stoßen die politisch „Engagierten" teilweise vor. Ihnen kommt es etwa in den Sinn, daß es „durchaus nicht notwendig ist, daß knapp zwei Drittel der Menschheit an der Grenze des Hungers leben".

Aufschlußreich sind auch die „Typen politischer Tendenz". 30 % der Frankfurter Studierenden bezeichnet die Untersuchung als „genuine Demokraten"; ihre Vorstellungen gehen vom liberalen Modell der Gleichheit aller bis zur Forderung einer solidarischen und demokratischen Kontrolle der Wirtschaft durch die Menschen. 39 % sind in d e m Sinne „formale Demokraten", daß sie zwar die bestehenden demokratischen Verhältnisse billigen, ihrer ganzen Einstellung nach aber der Demokratie distanziert gegenüberstehen. Ungefähr ein Viertel der Befragten sympathisiert offen mit „autoritären", nichtdemokratischen Regierungsformen, „die teils konservativ-obrigkeitlich, teils totalitär verstanden" werden. Als demokratisch lassen sich auch die restlichen 9 % kaum ansprechen, da sie bei ihrer Indifferenz „sich selber wie Objekte verhalten". Welche „Leitbilder" wir bei den „Autoritären" zu erwarten haben, bedarf keiner weiteren Erörterung. Salazar etwa gilt als das Beispiel eines „guten" Diktators. Gesellschaftliche Unterschiede und Machtverhältnisse sind „Naturtatsachen".

Angesichts dieses im ganzen eher negativen Bildes muß man sich davor hüten, alles auf „den Menschen" zu schieben, auf den es angeblich allein ankommt. Ebenso abstrakt ist jedoch die These, daß die Verhältnisse eben nicht so sind. Worauf es ankäme, wäre eine kritische Einsicht in die Ursachen der abstrakten Scheidung von Mensch und objektiven Verhältnissen, eine Einsicht, die diese Scheidung vielleicht aufzuheben vermöchte. Das Millennium steht noch immer aus.

Alfred Schmidt

Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein Frankfurter Studenten von Jürgen Habermas, Ludwig von Friedeburg, Christoph Oehler und Friedrich Weltz, Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied 1961.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Leserbriefe

Schießen Sie auf die anderen

Sehr geehrte Herren!
In Ihrer Nummer 3 (April 1961) stellt Herr Erich H. Knapp die FDP praktisch als eine nazi(unter)wanderte Partei dar, während auf der gleichen Seite ein Parteitagsbericht von Ulrich Kittel erscheint, der die Tatsache hervorhebt, daß Theodor Heuss sich offiziell zur FDP bekannt hat. Sie werden sicher nicht im Ernst annehmen, daß der Altbundespräsident sich hinter seine Partei stellen würde, wenn diese auch nur den Anflug einer nationalistischen Unterwanderung zeigen würde.
In dem Artikel von Knapp wird durch Unterlassung sehr wesentlicher Vorgänge und Zusammenstellung zeitlich weit auseinanderliegender Vorfälle ein einseitiges Bild erzielt. Diese Art journalistischer Arbeit war eigentlich Herrn Goebbels vorbehalten. Mit der Kopie nationalistischer Methoden wird man kaum erfolgreich dem Nationalsozialismus begegnen können . . .
Vielleicht richten Sie Ihre Geschütze lieber auf die Herren Globke oder Kiesinger, wenn Sie die politische Vergangenheit führender Politiker unbedingt untersuchen wollen und nicht auf den einen oder anderen Kreisgeschäftsführer der FDP. Mit freundlichen Grüßen

K.-H. Flach, Bonn
Bundesgeschäftsführer (FDP)

Vulgarismen

Es hat mich einigermaßen erschüttert, im „Diskus" einen politischen Artikel zu finden, der von derart niedrigem Niveau ist, daß man ihn nur als anspruchsvollen Unfug bezeichnen kann. Dies ist umso mehr bedauerlich, als die dem Artikel zugrunde liegende Problematik eine ernsthafte Untersuchung sehr nötig hätte. Insbesondere sind Vulgarismen wie „Pressegeröchel" und „anale Phase" (des Schreibers) in einer Studentenzeitschrift fehl am Platze.

stud. jur. Wolfgang Brauße, Frankfurt am Main

Kaffeericher

In der Geschichte gab es Kaffeericher, in der Nachkriegszeit Kommunistenricher und neuerdings Faschistenricher. Die letzteren haben offensichtlich die Redaktion des Diskus im Sturm genommen, denn seit einigen Nummern wird die Zeitung nicht müde, mit erhobenem Zeigefinger auf die faschistischen Tendenzen in Westdeutschland hinzuweisen, wobei man zwischen den Zeilen die Bewunderung der Schreiber für den eigenen Mut zu solchen Attacken deutlich vernehmen kann. Dabei wird mit sechstem Sinn jedes Ding auf seinen faschistischen Gehalt angeschnüffelt. Und triumphierend analysiert man ihn in primitiver Sportbegeisterung, im Wiedererstarken der Bürokratie, in Reklamebezeichnungen wie „deutsches Werterzeugnis" und bei der Sennerin von St. Kattrein. Namen wie Spanien und Globke führen zu heftigen Spontanreaktionen des echten Faschistenriechers.
Nun soll der leichtfertigen Unachtsamkeit gegenüber profaschistischen Formationen nicht das Wort geredet werden. Nur ist mit Entschiedenheit dagegen Stellung zu nehmen, daß die Bewältigung der Vergangenheit zu politischer Brunnenvergiftung benutzt wird. In dieser einseitigen Diskussion muß das eigentliche Problem unbeachtet bleiben, wie es möglich sein konnte, daß die schlechten und vor allem auch die guten Eigenschaften eines Volkes grenzenlos pervertiert wurden. Dabei brauchen wir uns nicht zu scheuen, die unglückselige politische Konstellation und die getäuschten Illusionen unseres Volkes als wesentliche Voraussetzung des Unheils anzuführen. Solange wir das dritte Reich nur unter dem Schlagwort „braune Barbarei" in unser Weltbild einbauen, haben wir einen Popanz aufgerichtet, der die Nichtbeteiligten verständnislos, amüsiert und vorwurfsfreudig läßt, die Mitläufer aber unwillig die eigenen Irrtümer zu überdenken.
Und noch ein weiteres.
Der Diskus hat sich schon lange nicht mehr der sehr wichtigen Aufgabe gestellt, über die Verbindung zu unseren Landsleuten in Mitteldeutschland zu berichten, darzustellen, daß hier tagtäglich 17 Millionen Menschen die letzten Folgen des dritten Reiches stellvertretend für uns erleiden. Wir haben unserer Elterngeneration eilfertig den Vorwurf des Versagens gemacht. Wie werden wir uns vor einem ähnlichen Vorwurf verteidigen, daß wir in einer kritischen Phase der deutschen Spaltung nichts getan haben, das Gemeinschaftsgefühl zu unseren Landsleuten lebendig zu erhalten, tatenlos zusahen, daß deren Schicksal dem Pathos falscher Phrasen und der Vergessenheit verfiel?

Jan Reimer Haase, Frankfurt am Main

Flaumacher an die Wand

Man ist vom Diskus allerhand politischen Unsinn gewöhnt; was aber der leitartikelnde Frank Berger in seinem Artikel „Die Nazis sind unter uns" an politischen Unfug von sich gibt, ist lange nicht da gewesen.
Zunächst möchte ich entschieden dagegen protestieren, daß die Marburger Studenten, die das Symbol der kommunistischen Unterdrückung in Flammen aufgehen ließen, mit SA-Stiefeln verglichen werden. Anscheinend ist es heutzutage nur dem Mob gestattet, auf die Straße zu gehen (wie etwa in Belgien). Wenn aber jemand seine patriotische und antikommunistische Gesinnung öffentlich dokumentiert, dann wird er gleich mit den Nazis auf eine Stufe gestellt. Wenn heute vor gefährlichen Tendenzen in der Bundesrepublik gewarnt werden muß, dann vor dieser! Ganz gewiß waren die Steine von Marburg und die brennende Zonenflagge keine Argumente. Sie sollten es auch nicht sein! Wenn die Zonenprominenz ehrliche Diskussionen wünschte, hätte sie mehr als genügend Gelegenheit dazu hinter dem eisernen Vorhang. Wir hätten an unserer Schule in einer mitteldeutschen Stadt sehr gern über die Wiedervereinigung diskutiert. Der SED fiel aber 1951 nichts anderes ein, als uns als Oberprimaner für zehn oder fünfzehn Jahre in die Zuchthäuser zu werfen, weil wir eigene Vorstellungen von der Wiedervereinigung hatten. Mit der SED und ihren Lakaien gibt es keine Diskussionen mehr! Über dieses Stadium sind wir hinaus. Diesen Verbrechern kann nur unsere Verachtung und unser Haß gezeigt werden. Sollte sich eine Größe der Zonenprominenz erdreisten, in Frankfurt zu provozieren, dann passiert noch etwas ganz anderes! Die Behandlung, die Dieckmann in Marburg zuteil wurde, wurde hinter dem eisernen Vorhang mit großer Genugtuung zur Kenntnis genommen. Nichts verbittert unsere Landsleute in der Zone mehr, als wenn ihre Fronvögte von uns hier im freien Teil Deutschlands für voll genommen werden.
Wir leben also, soll man Herrn Berger glauben, in einer „parafaschistischen Gesellschaftsordnung". Ausdruck dafür soll ein bei uns angeblich vorhandener „Nationalismus" sein. Schlachtenbummler in Sportarenen und die berechtigten Ansprüche des deutschen Volkes auf seine Ostgebiete werden dafür verantwortlich gemacht. Ich wünschte, es gäbe in Deutschland endlich wieder etwas Nationalgefühl. Nationalismus aber existiert wirklich nur im Kopf des Herrn Berger. Es gibt genug Kubys im Lande, da könnten ein paar Nationalisten, gäbe es sie wirklich, gar nicht schaden.
Wie man nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts im Fernsehstreit noch von einer „Übermacht der Obrigkeit" sprechen kann, die doch gerade durch dieses Urteil (zur Schadenfreude aller Superföderalisten) in die Schranken verwiesen wurde und die sich diesem Spruch gebeugt hat, das bleibt unerfindlich. Im Gegenteil, man kann bei uns schon nicht mehr von einem Rechtsstaat, sondern eher von einem „Rechtsmittelstaat" sprechen. Selbst Angehörige der verbotenen KPD holen sich in Karlsruhe ihre Recht – und bekommen es!
Bei uns soll es Faschismus geben, weil es bei uns angeblich „Intellektuellenhaß" gibt. Nun spielt der größte Teil unserer Literaten wahrhaftig keine rühmliche Rolle in der Bundesrepublik. Es ist doch natürlich, daß ihr Geist der Negation Widerspruch hervorruft. Ich sehe z. B. nicht ein, warum Albrecht Goes nicht angegriffen werden soll, der sich nicht entblödet hat, anläßlich des Marburger Zwischenfalls ein in einem derart servilen Ton gehaltenes Schreiben an Dieckmann zu schicken, daß man sich für ihn mitschämt. Und wenn Herr Kuby, der es fertig gebracht hat, öffentlich zu behaupten, nicht die Sowjets, sondern die westlichen Alliierten hätten die Wiedervereinigung Deutschlands verhindert und nicht gewollt, scharf angegriffen wird, dann darf er sich auch nicht wundern. Diese Leute müssen sich harte Kritik gefallen lassen, Schriftsteller und Publizisten ebenso wie weltfremde Professoren, die ihre Unterschrift unter zweideutige Manifeste setzen oder in Fragen der Atombewaffnung alles besser wissen wollen. Das hat mit Anti-Intellektualismus nichts zu tun. Im übrigen hat Sebastian Haffner in „Christ und Welt" nachgewiesen, daß die vergiftete Atmosphäre, die die sog. „Intellektuellen" heute umgibt, von ihnen selbst verschuldet ist.
Es ist auch nicht Anti-Intellektualismus, sondern eine begrüßenswerte Tatsache, daß sich endlich auch prominente Stimmen gegen die Charlatanerie des heutigen Kunstbetriebs regen. Herr Berger, der für unsere Freiheit so sehr fürchtet, möchte aber allen den Mund verbieten (. . . soll sich dann allerdings auch in seinem Urteil zurückhalten"), die die Chaotik und den grenzenlosen Nihilismus in der modernen Kunst anprangern. Ich geniere mich nicht, mich auf mein „gesundes Empfinden" mehr zu verlassen, als auf eine Clique von arroganten Esoterikern, die den heutigen Kunstbetrieb monopolistisch beherrschen und alles unterdrücken, was sich ihm nicht anschließt . . . Ich geniere mich auch nicht, das Wort von der „entarteten Kunst" in den Mund zu nehmen, einer Kunst, der sich die Feuilletonisten des Diskus anscheinend mit Haut und Haaren verschrieben haben. Mag sein, daß die Masse ein „unentwickeltes ästhetisches Bewußtsein" besitzt, dafür ist es bei einem großen Teil unserer heutigen „Künstler" vollkommen degeneriert. Ich bin der Meinung, daß es ein öffentlicher Skandal ist, daß dieser Nihilismus noch mit Steuergeldern finanziert wird, wie demnächst wieder die documenat-Ausstellung in Kassel, dieser Jahrmarkt der Dekadenz und des Chaos.
Nein, Herr Berger, Sie müssen schon wo anders suchen, wenn Sie Gefahren für unsere freiheitlich-demokratische Ordnung wittern. Eine große Gefahr sehe ich in den Methoden der augenblicklich grassierenden, die Fernsehschirme strapazierenden, professionell betriebenen Vergangenheitsbewältigung, die (davon abgesehen, daß sie einem langsam auf die Nerven geht) darüber vollkommen die Bewältigung der Gegenwart vergißt. Manche Leute in der Bundesrepublik scheinen die politischen Maßstäbe verloren zu haben. Man malt den Popanz des Faschismus an die Wand und übersieht dabei die akute Bedrohung durch den Kommunismus. Der VDS entwickelt neuerdings puritanische Neigungen, er möchte jeden verdammt sehen, der den Nazis Vorschub geleistet hat. Ich habe nichts dagegen. Es wäre aber sehr erfreulich, wenn der VDS auch jeden verdammen würde, der dem Kommunismus in irgendeiner Weise Vorschub leistet. Oder mißt man da mit anderen Maßstäben? Oder ist vielleicht so eine Forderung heute noch zu riskant, wo das Ringen zwischen West und Ost noch nicht entschieden ist?
Es wäre interessant, von Herrn Berger in der nächsten Ausgabe des Diskus etwas über die Bedrohung unseres Staates von links zu hören. Man spricht von 16 000 Agenten, und die sind wahrhaftig nicht so harmlos wie der „Rassismus" in unseren Illustrierten und der „Blut- und Bodenkult" in unseren Heimatschnulzen.

H. Rasch, Ffm.

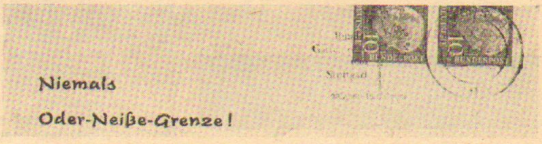
. . . riesig gefreut

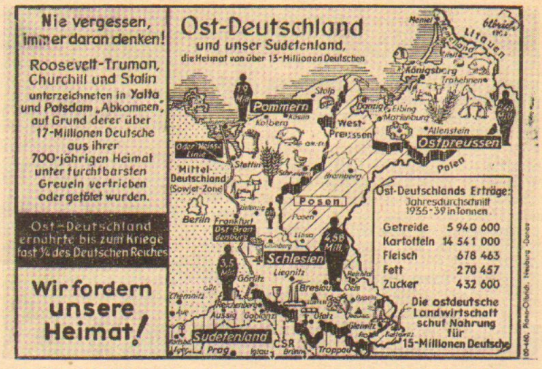
Sehr geehrter Herr Berger
riesig gefreut habe ich mich über Ihren Artikel „Die Nazis sind unter uns!" Dieser sollte als Flugblatt erscheinen. Beteilige mich gern selbst daran und auch an der Verteilung. Stelle mich gern mit Ihnen auf die Straße, um Ihre klar formulierten Sätze unter die Leute zu bringen.

Rudolf Rolfs (Die Schmiere), Frankf

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Wolf Calebow, Alexander Gackel, Hartmut Rotter, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gackel (Hochschulpolitik), Eduard Jellien (Ausland), Malte J. Rauch (Politik), Ror Wolf (Feuilleton), Mitarbeiter Frank Berger, Wolfgang Vogel.
Korrespondenten: Bonn: Gert Baumgarten; Berlin: Walter Weller; USA: Donald B. Kuspit.
Verlagsleiter: Günter Schwank, Oberursel, Oberhöchstädter Straße 33, Telefon: Oberursel 22 42.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow, Frankfurt am Main, Mertonstraße 26. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung, Universität Frankfurt am Main, Mertonstr. 26, Telefon 77 06 43/88. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Abonnements zum Preis von DM 3,– jährlich nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, (Main), Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.





Anstelle einer Glosse: Ein Briefumschlag aus dem Jahre Neunzehnhunderteinundsechzig.

ALTE KAMERADEN

Politische Rattenfänger und Sektengründer finden ihre dankbarsten Rekruten unter früh spezialisierten Technikern. Diese Tatsache ist in unserem 20. Jahrhundert zu wiederholten Malen bestätigt worden. So fand u. a. die nationalsozialistische Ersatzreligion ihre fanatischsten Anhänger vielfach gerade unter der Menschengattung, die schicksalsmäßig die Würde des homo sapiens, d. h. die Fähigkeit zur eigenen Entscheidung im Denken und sittlichen Tun, drangegeben hat. Kennzeichnend für die genannte Gattung war und ist ein Menschentyp, der mehr oder weniger nur Werkzeug war bzw. ist. Dieser Typ des homo faber kennt viele Spielarten. Aus der deutschen Erfahrung ist dabei vor allem an die militärische Spielart zu denken, die in unserer Geschichte zuweilen verhängnisvoll wirkte und in unserer politischen Gegenwart noch immer als ein Problem empfunden wird. Das Verdienst, den uniformierten Menschen erzogen zu haben, der auf ganz bestimmte Funktionen gezüchtet, gleichzeitig auf die Frage Verzicht leistet, ob sein Einsatz sinnvoll ist, kam besonders Friedrich Wilhelm I. und in geringerem Maße seinen Nachfolgern zu. Freilich, so lange das preußische Königtum sittlich gesund war, d. h. insbesondere ein preußischer Offizier oder Unterführer einem unbilligen Befehl gegenüber sich auf sein Gewissen berufen durfte, blieben die Schattenseiten des Militarismus weitgehend verborgen. Erst in unseren Tagen ist der amoralische Charakter der hier liegenden menschlichen Möglichkeiten in seinem ganzen Umfange sichtbar geworden. Hat es genutzt?

Nun, was auch immer die deutschen Menschen in Ost und West trennen mag, gemeinsam ist ihnen noch immer die Pflicht, den Rock zu tragen, den eben jener Friedrich Wilhelm zum „Ehrenkleid" der Nation bestimmt hat. Gemeinsam ist ihnen auch, daß die Offiziere, deren Kommandos in den Kasernen von Ost und West hallen, vielfach die gleiche Vergangenheit haben. Wenn Politiker hüben wie drüben diese Gegebenheiten mit dem Hinweis auf die weltpolitische Lage verteidigen, so mag das im Einzelfall und zumindest von ihrem jeweiligen Standpunkt aus gesehen, noch angängig sein.

In einem unerträglichen Maße als heuchlerisch und doppelzüngig müssen jedoch jene sowjetzonalen Propagandisten gelten, die sich über die Berufung des Generalleutnants Friedrich Foertsch zum Generalinspekteur der Bundeswehr ereifern. Was an Bedenken zur erneuten militärischen Karriere des Generals Friedrich Foertsch, der 1955 von den Russen als sogenannter Kriegsverbrecher entlassen wurde, vorzubringen ist, wurde von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung bereits geäußert, als Friedrich Foertsch 1956 die 2. Grenadierdivision in Kassel übernahm. Damals war in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu lesen: „Fürwahr, das Bundesverteidigungsministerium beweist ein besonderes Geschick in der Auswahl seiner Mitarbeiter. Mag auch aus dem hitlerischen Saulus Foertsch ein demokratischer Paulus geworden sein – Gesinnungswandel wäre hier wirklich erfreulich – so kann man die Einfallsarmut des Ministeriums nur bewundern."

Es ist sicher nicht ganz unberechtigt, gegen die Ernennung des Generalleutnants Foertsch zum Generalinspekteur gewisse Bedenken anzumelden. Diese Bedenken dürfen aber nicht von jenen Zonenpropagandisten kommen, die den Balken im eigenen Auge nicht sehen wollen. Es sind dies die Funktionäre, die, wenn sie auf den „Hitleroffizier" Foertsch schimpfen, dabei geflissentlich übersehen, daß der Generalmajor der „Nationalen Volksarmee" a. D. und Mitglied der Volkskammer, Arno v. Lenski, ein vielleicht um noch viele Grade bedingungsloserer Nationalsozialist war.

Arno v. Lenskis Lebenslauf zu skizzieren ist schon deshalb lohnenswert, weil dabei der eingangs erwähnte Nachteil einer einseitig militärischen Erziehung besonders deutlich wird. Nämlich die Tatsache, daß ohne die Möglichkeit, über das Sinnvolle seines Einsatzes nachzudenken, allzuleicht die Neigung aufkommt, sich plötzlich irgendeiner Monomanie in die Arme zu werfen. Erst ehrenamtlicher Richter am nationalsozialistischen Volksgerichtshof, dann hundertprozentiger Antifaschist des „Nationalkomitees Freies Deutschland", diese extremen Stationen auf Arno v. Lenskis Lebensweg sprechen für sich selbst. Und wenn Graf Einsiedel in seinem Tagebuch von ihm schrieb, daß sein „graumelierter Kopf wunderbar unter den friederizianischen Dreispitz gepaßt hätte", so stand A. v. Lenski nicht an zu beweisen, daß eben dieser „graumelierte Kopf" auch „wunderbar" unter die Tellermütze der „Nationalen Volksarmee" paßte. Freilich nahm er sich wunderlich genug darunter aus.

Geboren 1893 in Ostpreußen, war A. v. Lenski seit 1912 Berufsoffizier. Während des zweiten Weltkrieges war er Kommandant der Schule für schnelle Truppen in Potsdam-Krampnitz und übernahm später die 24. Panzer-Division, deren Offizierkorps sich vorwiegend aus Trägern alter Adelsnamen zusammensetzte, und als die Lage im Stalingrader Kessel immer aussichtsloser wurde, sehr oft zur Pistole statt zum Sektglas griff. Arno v. Lenski wählte diesen Weg nicht. So befand er sich dann unter jenen 300 Offizieren, die von Stalingrad nach Krasnogorsk im Schlafwagensonderzug befördert wurden, während ihre Kameraden im Mannschaftsrang auf erbarmungslosen Fußmärschen vielfach den Tod fanden. Aus unerfindlichen Gründen verhielten sich die Russen gerade Arno v. Lenski gegenüber besonders korrekt und gingen sogar so weit, ihn zusammen mit seinem Adjutanten Jesco v. Puttkammer für mehrere Wochen in einer luxuriösen Datscha unterzubringen.

Ob er allerdings solcher Begünstigung wegen zur Mitarbeit im „Nationalkomitee Freies Deutschland" veranlaßt wurde, ist jedoch fraglich. Ausschlaggebender war sicherlich seine Hoffnung auf eine nationale Wiedergeburt Deutschlands an der Seite der Sowjetunion. Wobei diese Wiedergeburt für ihn wie für einige seiner Offizierskameraden im damaligen „Bund Deutscher Offiziere" nicht zuletzt deshalb attraktiv war, weil ihrer Meinung nach dieselbe nicht gleichbedeutend mit einer Zerschlagung der deutschen Wehrmacht war und somit ihren persönlichen Einfluß und ihre verantwortliche Stellung weiterhin garantierte – jene Offiziere verfielen diesem Irrtum, weil sie mangels politischer Vorstellungskraft glaubten, Stalins diesbezügliches Versprechen vom November 1942 hätte auch unter den veränderten für die Russen ungleich günstigeren Umständen des Jahres 1944 noch immer Gültigkeit.

Die Ereignisse nach 1945 zerstörten diese Illusionen gründlichst, aber A. v. Lenski blieb dem Eid, den er auf der Antifa-Schule geschworen hatte, übrigens dem vierten in seinem Soldatenleben, treu. Und so durfte er dann mitwirken beim Aufbau der „Nationalen Streitkräfte" der Zone. Zuerst als Leiter der Fachverwaltung C im Ministerium des Innern und später als Leiter der Fachverwaltung für schnelle Truppen im Ministerium für Nationale Verteidigung.

Die „DDR" lohnte seine Verdienste mit Medaillen. Hierbei wurde nun die zynische Gesinnung der volksdemokratischen Staatsfunktionäre völlig offenbar. Neben der Medaille für treue Dienste in der KVP (1954), des Vaterländischen Verdienstordens in Bronze (1955), der Medaille für treue Dienste in der NVA in Bronze (1957) usw. erhielt A. v. Lenski 1958 auch die Medaille für Kämpfer gegen den Faschismus 1933 bis 1945.

Dasselbe Regime, dessen Propagandisten wegen jeder pronazistischen Zeile des Generals Foertsch in wildes Geheul ausbrechen, dieses Regime scheute sich nicht, einen ehemaligen Beisitzer des nationalsozialistischen Volksgerichtshofes als makellosen Antifaschisten abzustempeln. Dabei darf nicht vergessen werden, daß Arno von Lenski während seiner Zugehörigkeit zum Senat des Volksgerichtshofes nachweislich an 19 Terrorurteilen mitgewirkt hat. Das Urteil gegen den Arbeiter Johannes Prange z. B. lautete auf Todesstrafe und – wurde vollstreckt!

Dieter Binder

Anthropologie

Paul L. Landsberg: Einführung in die philosophische Anthropologie. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt 1960. 199 Seiten, kartoniert DM 12,50, Leinen DM 14,50.

Paul Landsbergs Einführung in die philosophische Anthropologie, 1932 in erster Auflage erschienen, führt tief hinein in die anthropologische Fragestellung. Die Anforderungen an den Leser sind nicht gering. Für erste Orientierungsversuche gibt es aber leicht zugängliche Arbeiten in Taschenbüchern, etwa das Kapitel „Das Wesen des Menschen" in: Ludwig Landgrebe, Philosophie der Gegenwart, oder „Der Mensch" in: Karl Jaspers, Der philosophische Glaube, oder die Studienausgabe (Gott und sein Rebell) von Emil Brunners Werk „Der Mensch im Widerspruch". Eine hilfreiche und interessante Ergänzungslektüre zu dem Buch von P. Landsberg wäre auch die „Philosophische Anthropologie" von Bernhard Groethuysen.

Die vier Teile sind überschrieben: I. Vom Wesen der philosophischen Anthropologie. II. Motive der Selbstauffassung. III. Ausgestaltungen der Selbstauffassung in ihrer Beziehung zur philosophischen Anthropologie. IV. Aufweis der inneren Erfahrung.

Die wesentlichen Anliegen des ersten Teiles sind die Bestimmung des Verhältnisses von philosophischer Anthropologie zum Einzelwissen vom Menschen und die Unterscheidung von Merkmalsanthropologie und Wesensanthropologie. Mit dieser Unterscheidung wendet sich P. Landsberg (in der Nachfolge Max Schelers) gegen ein Denken, das im Ansatz auf Descartes zurückgeht, und von E. Husserl zumindest für den Bewußtseinsbereich in die Krise getrieben wurde, und dessen Überwindung dann M. Heidegger zugeschrieben wird. Im zweiten Abschnitt klärt Landsberg zunächst die emotionalen Voraussetzungen für die Motive der Selbstauffassung des Menschen. Einen verhältnismäßig breiten Raum nimmt die „Frage des todbedrohten Sinnes des Menschenlebens" (73) ein. Eine Darstellung der Beziehung der Anthropologie zur Humanitätsidee beschließt diesen Abschnitt. Nach der Darstellung von mythischer und poetischer Anthropologie versucht P. Landsberg im dritten Abschnitt seine eigene Stellungnahme gegenüber der theologischen Anthropologie einerseits und der naturwissenschaftlichen Anthropologie des Evolutionismus andererseits abzugrenzen.

Im Aufweis der inneren Erfahrung (Teil IV) kommt das Buch zu seinem Höhepunkt. Hier wird die Gegenstellung von der Wesensanthropologie zur Merkmalsanthropologie noch verschärft und aufgewiesen, wie sich die Merkmalsanthropologie notwendig aus der Materialisierung des Denkens in der Nachfolge des Descartes ergibt. Als gegenläufigen Vorgang würdigt P. Landsberg die Wiederentdeckung der inneren Erfahrung in der Philosophie, die nach ihm insbesondere mit den Namen Bergson, Husserl, Freud, Scheler und Heidegger verknüpft ist.

Wir begrüßen es dankbar, daß der Verlag den Neudruck unternommen hat.

Dietrich Rose

Die dritte Kraft

1869 wird in Rom der Großinquisitor Petrus Arbues heiliggesprochen, ein zu seinen Lebzeiten ob seiner Grausamkeit berüchtigter Mann.

1926 apostrophiert das Mitglied der Ritenkongregation, Salotti anläßlich einer Festpredigt in Il Jesú, der Hauptkirche der Gesellschaft Jesu in Rom, Luther „als eine Ausgeburt der Hölle, ein Mönch, der sich der Sinnlichkeit prostituierte", der die Deutschen „zu einem grausamen, blutrünstigen und zerstörungswütigen Volk machte".

Am 1. Februar 1954 wenden sich die italienischen Kirchenfürsten in einem Hirtenbrief gegen die „verstärkte protestantische Propaganda" in Italien und schreiben: „Mit alldem soll nicht etwa der Religion, die ruiniert wird, sondern dem atheistischen Kommunismus gedient werden!"

Diese Tatsachen sind einem Buch entnommen, das keineswegs zur Flut der Antikatholica zählt, die meist östlicher Provenienz heute den Leser überfällt, sondern Friedrich Heers „Die dritte Kraft – der europäische Humanismus zwischen den Fronten des konfessionellen Zeitalters".

Man ist in katholischen Kreisen seit Erscheinen dieses Werkes dem wortgewaltigen Wiener Kulturphilosophen und Historiker gram, dessen Thesen von der dritten Kraft auf einen akuten religiösen Notstand hinweisen, der nicht zuletzt durch die integralistischen Bestrebungen innerhalb der katholischen Kirche entstanden ist.

Für Heer ist Humanismus jene schöpferische Potenz, die „zwischen 1500 und 1555 versuchte, Europa vor der drohenden Ghettobildung der neueren Jahrhunderte, in die Kirchenstaaten, Staatskirchen und Nationalstaaten zu retten," ein politisches Phänomen, das innerhalb der Geschichte der europäischen Neuzeit als „Dritte Kraft" wirkte. Diese „Dritte Kraft", verwandt mit dem „genus tertium", dem dritten Geschlecht der griechischen Kirchenväter oder mit der Konzeption des Heiligen Johannes, der in Visionen die Umrisse eines „dritten Reiches" zu erkennen glaubte, das nach dem ersten Reich des schrecklichen Vaters und dem zweiten des Sohnes ein Reich der Liebe und des Geistes sein sollte, ein „tempus medium" voll von Verheißungen, fordert auf der Basis humanistischer Bildung die Überwindung der Gegensätze.

Diese Politisierung des humanistischen Bildungsideals, wie Heer sie betreibt, erweist sich bei näherer Betrachtung als das Tor zu einer Perspektive, die uns eine Reihe geschichtlicher Ereignisse unter neuen Gesichtspunkten begreifen läßt. Es geht weit weniger um die Frage, inwieweit Heer diese Dritte Kraft, die im letzten zum Scheitern verurteilt war, überinterpretiert, sondern um die Tatsache, daß aus ihrer Sicht Phänomene wie Luther oder Ignatius von Loyola, die als Produkte der Angst ihre gewaltigen Aufgaben vollendeten, ein neues Profil erhalten. Heer schreibt: „Beide loten sich tief hinab in die Gründe, in die Tiefenschichten ihrer Völker. Luther stößt vor in die Schründe deutscher Angst, Verzweiflung und Gezweiung, in das zwiespältige deutsche Erlebnis des übermächtigen Gottes, der ein Wotan und Teufel fast, den Menschen in eine Lage bringt, in eine tödliche Falle. Loyola kennt eine verwandte Erfahrung, ein genialer Jäger auf der Jagd nach dem Unmittelbaren, Theodidakt und Autodidakt im letzten, hinab in die Gründe: unsicher, zögernd, ängstlich verlegen, gehemmt."

Die „Dritte Kraft" ist Messer, mit dem der Autor die Geschichte seziert. Ein großer Strom von Ereignissen, Erasmus und seine Anhänger, Luther, Calvin und Ignatius, der Kampf zwischen Frankreich und Habsburg, die Glaubensfehden im Mittelmeerraum und Deutschland wird unter diesem Aspekt analysiert. Mit dem Humanismus, der als politische Kraft am Hofe Karls V., als religiös politische Kraft im kurialen Rom, das bereit gewesen wäre, Erasmus zum Kardinal zu erheben, und als geistige Kraft in den Herzen der Großen Europäer, die Geschichte Europas die Einheit des Geistes bewahren wollte, und der im letzten doch nur spirituelle Renaissance blieb, verbindet sich für den Historiker Heer die Macht des Geistes. Daß sie unterliegt, gehört zur Tragik der europäischen Neuzeit.

wv

Friedrich Heer: Die Dritte Kraft – der europäische Humanismus zwischen den Fronten des konfessionellen Zeitalters. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main. Preis 32,– DM.

GALERIE F. A. C. PRESTEL
Peter Voigtlaender-Tetzner
Frankfurt am Main
Bockenheimer Landstr. 17

unterm punkt

Unter dem Titel „Kunst, Wissenschaft oder Propaganda? Funktionen der Kunstkritik", veröffentlicht der Agis Verlag die Vorträge und Diskussionen des Frankfurter Kunstgesprächs 1960. Das Buch kostet DM 6,40.

Einen der wichtigsten Romane der amerikanischen Literatur, John Dos Passos' „Manhattan Transfer" hat der Rowohlt Verlag neu verlegt.

Die 2. Auflage von Wilhelm Emrichs bemerkenswertem Kafka-Buch „Das Baugesetz seiner Dichtung. Jenseits von Nihilismus und Tradition", besprochen in DISKUS 5/59, ist im Athenäum Verlag erschienen.

Stellenvermittlung für Akademiker

Examenskandidaten

werden gebeten, sich rechtzeitig vor dem Examen mit der

ZENTRALSTELLE FÜR ARBEITSVERMITTLUNG

Frankfurt/M., Eschersheimer Landstr. 1–7

in Verbindung zu setzen

Anmeldevordrucke sind beim ASTA erhältlich

PHILIPP HOLZMANN

AKTIENGESELLSCHAFT · FRANKFURT AM MAIN

TIEFBAU · INDUSTRIEBAU · BRÜCKENBAU · TUNNELBAU
HOCHBAU · STRASSENBAU · EISENBAHNBAU
SPANNBETONBAU · WASSERBAU

UNSER FERTIGUNGSPROGRAMM UMFASST:

Fernsprech-Anlagen
Elektrische Uhren und Uhrenanlagen
Arbeitszeit-Registrierapparate
Feuermelde-Anlagen
Wächterkontroll-Anlagen
Polizei-Notruf-Anlagen
Sicherungs- und Alarm-Anlagen
Lichtsignal-Anlagen
Fernwirk-Anlagen
Waren-Verkaufsautomaten
Postalia-Frankiermaschinen

16 Verwaltungsbezirke mit Technischen Büros und Revisionsstellen in der Bundesrepublik und Niederlassungen in allen Ländern der Erde betreuen die ständig steigende Zahl unserer Kunden.

TELEFONBAU UND NORMALZEIT · FRANKFURT/MAIN

Neues Gesicht für Frankreichs Universitäten

In Royaumont, einem herrlich gelegenen ehemaligen Zisterzienserkloster, haben sich Ende des vergangenen Jahres Vertreter des Französischen Studentenbundes (UNEF), des Verbandes der Technischen und Wirtschaftshochschulen und Regierungsbeamte zu einer Aussprache über eine Reform des Hochschulwesens in Frankreich zusammengefunden. Man war sich darüber einig, daß es heute nicht mehr genügt, hier und dort zu verbessern oder zu ergänzen, sondern daß allein eine „Generalüberholung" aus dem derzeitigen Dilemma herausführt.

Die fortschreitende Technisierung der Gesellschaft und die immer größer werdenden wirtschaftlichen Aufgaben erfordern immer mehr qualifizierte, verantwortliche Leute auf allen Gebieten des nationalen Lebens. Die UNEF vertritt schon seit einiger Zeit die Ansicht, daß es nötig sei, ein Verbindungsorgan (vielleicht unter Aufsicht des Kultusministeriums in Paris) zwecks besserer Kontakte zwischen den Universitäten einerseits und den Betrieben und verschiedenen Berufsgruppen andererseits ins Leben zu rufen. Aufgabe eines solchen Organs wäre es, zu ermitteln, wieviel qualifizierte Kräfte in leitender Stellung dem Lande fehlen, und genaue Vorschläge über die Anpassung der Programme und Lehrmethoden an die Bedürfnisse der einzelnen Berufszweige zu unterbreiten.

Die Aufgabe der Universität soll weniger darin bestehen, Gelehrte heranzubilden, als darin, dem Lande genügend „berufsfähige" Fachleute zu geben. Es empfehlen sich auch einige Reformen pädagogischer Natur, damit endlich das Büffeln und die „Gedächtnisprüfungen" am Ende der „années scolaires" wegfallen zugunsten des kontinuierlichen Erwerbs einer bestimmten Kompetenz. Man kann den Ausbildungsprozeß bei einem Studenten viel besser erkennen, wenn man ihn die ganze „année" hindurch in seiner Arbeit kontrolliert. Im Moment nimmt sich das Studium wie ein Hindernisrennen aus, und die 72 von hundert Studenten, die ihre Fakultät verlassen, ohne „licenciés" zu sein, sprechen eine deutliche Sprache. Das Einpauken der Skripten, wie es jetzt praktiziert wird, und die meist überfüllten Seminare, die oft nichts anderes sind als eine Miniaturwiederholung der Vorlesungen, machen ein organisches Lernen unmöglich und verhindern einen Einblick in die großen Zusammenhänge. Die grundlegenden Fächer sollen deshalb nicht mehr einem Professor allein, sondern einer „équipe", die Professor und Assistenten umfaßt, anvertraut werden, während die „cours" weniger an ein festes Programm als in der Höheren Schule zu binden wären.

Einer der wesentlichen Vorschläge bezieht sich auf die Schaffung von „Instituts d'Université", die dem Studenten nach Erwerb der „licence" zur weiteren Ausbildung offenstehen. Ein solches Institut dürfte nicht etwa nur ein bestimmtes Gebiet, sondern müßte einen ganzen Bereich menschlicher Tätigkeit (zum Beispiel „Industrie und Arbeit") zum Gegenstand haben. Der Student hätte hier die Möglichkeit, die Stellungnahme von Kollegen anderer Fachrichtungen (Juristen, Soziologen, Ethnologen, Psychologen usw.) zu einem bestimmten Fragenkomplex zu hören. Der Vorteil solcher Institute bestünde darin, daß „Kompetenzen" weder mangelten noch verschleudert würden. Die Universität von heute muß einen dauernden Dialog mit den Berufsgruppen führen, und wenn sie sich um die berufliche Entwicklung der Studenten kümmert, dann helfen ihr diese Gruppen und auch die Betriebe bei der Bewältigung ihrer Aufgaben.

Emil Senn

Der SPD angeglichen

Bundesdelegiertenversammlung des SHB / Von Klaus S. Schulte

Im Studio der Bonner Beethoven-Halle herrschte Mitte April gediegene Konferenzatmosphäre. Während draußen vor der Tür noch Spruchbänder – „Das ganze Deutschland muß es sein" – die Symbiose von BHE und Deutscher Partei verkündeten, legte der Bundesvorstand des Sozialdemokratischen Hochschulbundes (SHB) mit ungewöhnlicher Gelassenheit seinen ersten Rechenschaftsbericht seit der Gründung des Verbandes vor. Es fehlte das Klima hektischen Paktierens und leidenschaftlicher Dispute, das Konferenzen der sozialistischen Studenten in den letzten Jahren stets kennzeichnete. Die Helden sind offenbar müde; die vornehme Reserve, die Willy Brandt in den politischen Stil der SPD einzuführen bemüht ist, hat unter den sozialdemokratischen Studenten bereits gelehrige Nachahmer gefunden.

Kurzum: Es geschah nicht viel in Bonn. Deutlich spürte man das Bestreben des vom SDS abgespaltenen, nun mit dem Wohlwollen der Partei bedachten und 617 Mitglieder starken Studentenverbandes, kein Aufsehen zu erregen. Die Schäden des jahrelangen Ringens der verschiedenen Flügel wollen erst repariert sein. Dennoch sind sich alte und junge Sozialdemokraten offensichtlich darin einig, daß die augenblickliche Situation, die Trennung der linkssozialistischen SDS vom parteigetreuen SHB, nicht der Idealzustand ist. Ein ausländischer Gast, ein Skandinavier, sprach es in seinen Begrüßungsworten offen aus: Er bedaure den Trend der westeuropäischen Sozialisten zu Spaltungen, wie er unter den sozialistischen Studenten der Bundesrepublik nun auch erkennbar geworden sei. Selbst Ulrich Lohmar, der heute Bundestagsabgeordnete und frühere SDS-Vorsitzende, nahm kein Blatt vor den Mund: „Ich hoffe, daß wir die Existenz zweier Studentenverbände nicht länger werden ertragen müssen!"

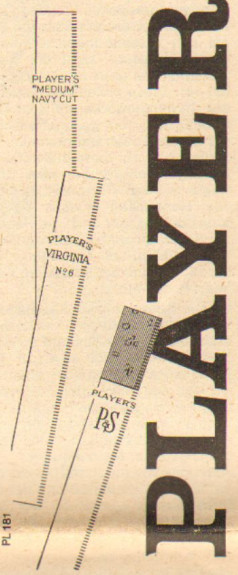
Andererseits ist die SPD froh, den steten Ärger mit dem SDS los zu sein. „Ich freue mich", sagte Carlo Schmid, „daß es sozialistische Studenten gibt, die auch den Mut haben, Ja zu sagen." Das nämlich ist der Vorwurf, den die SPD dem SDS macht: Er habe sich in der Negation verloren und darüber die Realität verkannt. Der SHB hat nun die entgegengesetzte Position bezogen. Seine Politik ist heilsam pragmatisch und – für Sozialisten – unkonventionell. Das mag schon daraus hervorgehen, daß auf der Bonner Bundesdelegiertenversammlung eine Beteiligung sozialdemokratischer Studenten an den Arbeitskreisen für Wehrkunde diskutiert wurde – ein Vorgang, der für den SDS undenkbar wäre und auch jetzt heftige Debatten im eigenen Lager auslösen würde.

Die meisten Beschlüsse, die die Delegierten in Bonn faßten, waren vor allem deswegen für die breite Öffentlichkeit uninteressant, weil sie den Äußerungen der SPD bis auf die Satzzeichen und gelegentliche Modifikationen in der Formulierung glichen. Der SHB muß sich trotz intensiven Bemühens vorhalten lassen, keine neuen Gedanken ins Spiel gebracht zu haben. Die sozialdemokratischen Studenten wollen endlich in den Staat hineingehen; sie wollen nicht länger ausgeschlossen bleiben, aber sie übernehmen umso bereitwilliger vorgefertigte Klischees. Im studentischen Bereich ist die Trennung zwischen Anhängern des revisionistischen (SDS) und des freiheitlich-liberalen Sozialismus (SHB) damit nahezu vollkommen vollzogen.

Nur in einem Punkt drohte in Bonn ein Intermezzo: Der Beschluß 39, wonach der Bundesvorstand über die Referenten entscheidet, welche die lokalen Gruppen zu ihren Veranstaltungen einladen, rief die Widersacher überspitzten Zentralismus und vereinheitlichter Verfügungsgewalt auf den Plan. Die Autonomie der einzelnen Gruppe, so wurde argumentiert, dürfe nicht eingeengt werden. Dennoch siegte der Bundesvorstand: Das Verbandsinteresse erfordere das strikte Mitspracherecht der Zentrale. Zumindest so lange der SHB noch in den Kinderschuhen stecke, dürfe an dem Einspruchsrecht des Bundesvorstandes nichts geändert werden.

Aus der Vielzahl der Resolutionen verdienen nur zwei besondere Aufmerksamkeit. So bedauerte der SHB, daß in Mainz die Chance versäumt worden sei, ein Beispiel für eine zeitgerechte demokratische Hochschulordnung zu geben; die im neuen Hochschulgesetz von Rheinland-Pfalz vorgesehene Beteiligung der Studentenschaft an der Verwaltung der Universität sei nämlich unzureichend. Vielmehr hätte die Studentenschaft als Organ der Hochschule anerkannt und mit der Gebührenhoheit ausgestattet werden müssen. Schon im Gesetz hätte festgelegt werden müssen, daß die Studentenschaft mit Sitz und Stimme im Akademischen Senat und im obersten Verwaltungsgremium der Universität vertreten sei, und zwar nicht nur bei studentischen Angelegenheiten. Schließlich stellte der SHB zwei Stipendien für algerische Studenten bereit, die von den Mitgliedern selbst bestritten werden sollen.

In der ganzen Welt zu Hause



PLAYER'S

Zur Reform der Juristenausbildung

Auf ihrer 19. Fachverbandstagung vom 22. 1. bis 12. 2. 1961 befaßten sich Studentenvertreter fast aller deutschen Universitäten in einem Seminar mit den Reformvorschlägen, die nach langjährigen Untersuchungen eines 1954 gegründeten Arbeitskreises unter maßgeblicher Leitung von Prof. Dr. G. Husserl (Freiburg i. Br.) in Zusammenarbeit mit den Rechtsfakultäten und Justizverwaltungen nun in einer Denkschrift veröffentlicht worden sind. Ziel des Seminars war es, aus studentischer Sicht das Für und Wider der Pläne zu erörtern und, soweit möglich, dazu Stellung zu nehmen.

Die Vorschläge des Arbeitskreises sehen ein Universitätsstudium von acht Semestern vor, das sich in ein „Grundstudium" und ein „Vertiefungsstudium" von je vier Semestern gliedert. Das Grundstudium soll die Hauptgebiete des Rechts umfassen und eine auf die besonderen Bedürfnisse des Juristen zugeschnittene Bildung vermitteln. Im Vertiefungsstadium soll der Student sein Fachwissen ergänzen und seine Kenntnisse und sein Verständnis durch den Besuch besonderer Vorlesungen, Übungen und Seminare wissenschaftlich vertiefen. Zwischen Grund- und Vertiefungsstudium wird ein fünf Monate dauerndes „praktisches Studiensemester" eingeführt, zu dem der Student nur auf Grund einer bestandenen Vorprüfung zugelassen werden kann. Eine Universitätsabschlußprüfung beendet das Studium und eröffnet den Zugang zum praktischen Vorbereitungsdienst, der zweieinhalb Jahre dauert. Am Ende der Gesamtausbildung steht eine Staatsprüfung.

Ausgangspunkt und Grundlage der Erörterungen war die Frage, ob das Studium an der Universität noch im Sinne Humboldts als freies, verantwortungsbewußtes Arbeiten betrieben werden soll, das neben der Ausbildung vornehmlich der Bildung dient, oder ob das angloamerikanische Vorbild der Law Schools, die eine streng fachgebundene Schulung betreiben, dem deutschen System vorzuziehen sei.

Die Reformvorschläge streben eine Verbindung beider Ausbildungsarten an und erhoffen davon die Erfüllung ihres „Leitbildes", durch das der Student zu einem idealen Juristen geformt werden soll. Die Pläne sind unzureichend: Es genügt nicht, vom Jurastudenten Verständnis für soziologische und wirtschaftliche Zusammenhänge sowie die Fähigkeit zur Distanz, Sachlichkeit, Objektivität und Entschlußkraft zu fordern. Das Leitbild in diesem Sinne ist zu formell gefaßt; die genannten Merkmale sind zwar zur Erlernung von Technik und Methode des Rechts und seiner Anwendung notwendig, reichen aber nicht aus, den Studenten zu einem verantwortlichen Bemühen um eigene Bildung zu führen und um seinen Beitrag zur Verwirklichung der Gerechtigkeit als obersten Wert der Rechtsordnung zu erlangen.

Ein Leitbild ist deshalb nicht schematisch aufzustellen, sondern immer an eine Persönlichkeit gebunden, die es vermittelt. Ein einheitliches, für alle geltendes Leitbild würde einer Uniformität des Wissens Vorschub leisten. Glaubt man weiterhin an die verbindliche Weitergeltung des Humboldtschen Bildungsideals, wofür die Mehrzahl der Studentenvertreter eintrat, dann folgt daraus eine weitgehende Einschränkung von Zwischenprüfungen.

Der Reformplan sieht nach dem 4. Semester eine „Wissens- und Eignungsprüfung" vor, wodurch ungeeignet erscheinende Studenten am Weiterstudieren gehindert werden sollen. Der Nutzen einer solchen Prüfung wurde heftig bestritten; auch nach vier Semestern kann die Eignung nicht anders als anhand von Examenswissen bewiesen werden, denn nur in Ausnahmefällen kennt ein Professor seinen Schüler etwas näher. Die Rechtsstudien wären bereits in den ersten Semestern auf diese Vorprüfung ausgerichtet, die Flucht zum Repetitor setzte noch früher ein, denn wer möchte schon als Versager angesehen werden? Ein Vergleich zu dem Vorphysikum der Mediziner ist unmöglich, weil dort das weitere Studium auf der erworbenen Grundlage aufbaut. Ebenso ist für Kaufleute und Betriebswirte „Recht" ein prüfungsfähiges, abgeschlossenes Sonderfach; innerhalb des Jurastudiums besteht aber kein selbständiges Gebiet. Auch eine sinnvolle Trennung zwischen geschichtlichen und aktuellen Fächern läßt sich nicht befriedigend durchführen.

Das in der Denkschrift vorgeschlagene praktische Studiensemester ist seiner Idee nach zu begrüßen. Ernste Bedenken erheben sich aber hinsichtlich Dauer und Umfang: eine fünfmonatige Unterbrechung der theoretischen Ausbildung erscheint wenig sinnvoll, zumal der Student nach dem 4. Semester noch keine prozessualen Kenntnisse besitzt. Als informatorische Heranführung an die Praxis (wie sieht z.B. ein Grundbuch aus?) kann ein obligatorisch oder fakultativ vorgeschriebenes Praktikum jedoch nützlich sein. Hierfür reichen aber zwei Monate aus, wenn die Zeit planvoll genutzt wird; ein besonderes Studiensemester wäre nicht erforderlich.

Von den Studentenvertretern gutgeheißen wird die Gliederung in Grund- und Vertiefungsstudium, wodurch eine straffe Durchführung der Universitätsausbildung ermöglicht werden kann. Auch die geplanten besonderen Vertiefungsvorlesungen dürften durch intensive Beschäftigung mit bestimmten Rechtsproblemen zu einem besseren, kritischen Verstehen führen.

Lebhaft zu begrüßen wäre die geplante Umwandlung der ersten Staatsprüfung von einer Staatseingangsprüfung zu einer Universitätsabschlußprüfung, ohne die bisher übliche ausschlaggebende Beteiligung erfahrener Praktiker. Sie muß allein in Händen der Hochschullehrer liegen. Die zweite (große) Staatsprüfung soll mehr als bisher eine praktische Prüfung der Fähigkeiten des Kandidaten sein, Probleme der Rechtspraxis in eigener Verantwortung zu lösen.

Alle Reformbestrebungen sind davon abhängig, wie schnell und in welchem Umfang die Pläne des Wissenschaftsrates verwirklicht werden. Die Vorschläge sehen u. a. als Richtzahl 72 Studenten pro Ordinariat vor (hinter Elektrotechnik die höchste Richtzahl). Im Wintersemester 1959/60 waren es in der Bundesrepublik durchschnittlich 102,3 Studenten, wobei einige Universitäten (München 193,3; Freie Universität Berlin 156,5) erheblich über dem Bundesdurchschnitt lagen.

Wolfgang Kilian

Studentenwerke künftig in Staatsregie?

THEO TUPETZ

Der dem Hessischen Landtag vorliegende Entwurf eines „Gesetzes über die Studentenwerke bei den wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Hessen" sieht die Umwandlung der Studentenwerke in rechtsfähige Landesanstalten vor. Diese sollen die bisherigen Aufgaben der Studentenwerke auf dem Gebiet der wirtschaftlichen und gesundheitlichen Förderung der Studierenden wahrnehmen. Den Landesanstalten soll zu diesem Zweck das Recht auf Beitragserhebung bei den Studenten übertragen werden. Festzusetzen sind die Beiträge vom Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung, der auch die Rechtsaufsicht über die Anstalten auszuüben hat. Der Vorstand dieser Anstalten soll von den Organen der akademischen und studentischen Selbstverwaltung bestellt werden.

Dieser Gesetzentwurf hat insbesondere innerhalb der betroffenen hessischen Studentenschaften heftige Kritik und teilweise Ablehnung hervorgerufen. Der Verband Deutscher Studentenschaften hat sich ebenfalls gegen die Vorlage der hessischen Landesregierung ausgesprochen. Über die Frage, ob die von studentischer Seite vorgetragenen Argumente ausreichend substantiiert sind, kann man allerdings geteilter Meinung sein.

Auch die Westdeutsche Rektorenkonferenz ist um die künftige Gestaltung der rechtlichen und tatsächlichen Zuordnung der Studentenwerke zu den wissenschaftlichen Hochschulen besorgt und drängt auf eine ausreichende organisatorische Verbindung.

Ob nun der hessische Gesetzentwurf einer solchen wünschenswerten Verbindung entspricht, wird man mit guten Gründen anzweifeln müssen. Es leuchtet ein, daß diesem Vorstoß weit über Hessen hinaus Bedeutung zukommt: eine hessische Neuregelung könnte sich durchaus zu einem Modellfall entwickeln. Bestrebungen, die an Stelle der mehrheitlich als eingetragene Vereine des Privatrechts bestehenden Studentenwerke in öffentlich-rechtliche Landesanstalten umzuwandeln, sind auch in anderen Bundesländern zu verzeichnen.

Diese Bestrebungen muß man ebenso unter dem Gesichtspunkt der rechtlichen Zulässigkeit wie auch im Hinblick auf die politische Tragweite der angestrebten Neuordnung beurteilen. Hierbei kommt man nicht umhin, die geschichtliche und rechtliche Entwicklung der studentischen Wirtschaftshilfe in weit stärkerem Maße in Betracht zu ziehen, als dies der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung in der Begründung seines Gesetzentwurfes vermag.

●

Um nun ein Urteil über den hessischen Plan, die Studentenwerke in öffentlich-rechtliche Landesanstalten umzuwandeln, zu ermöglichen und die sich ergebenden Konsenquenzen zu übersehen, ist es erforderlich, sich die wesenbestimmenden Merkmale einer öffentlich-rechtlichen Anstalt ins Gedächtnis zu rufen.

Eine öffentlich-rechtliche Anstalt ist (HUBER, Wirtschaftsverwaltungsrecht I, S. 115) ein gegenüber der unmittelbaren Staatsverwaltung organisatorisch und rechtlich verselbständigter, einem bestimmten öffentlichen Zweck dauernd unter Einsatz hoheitlicher Mittel dienender Verwaltungsverband, dessen Wille nicht durch korporativ-mitgliedschaftliche Selbstbestimmung, sondern durch die bestellten verbandsleitenden Organe gebildet wird. Träger der Anstalt ist das übergeordnete Verwaltungssubjekt, das die Anstalt auf gesetzlichen Grundlage durch verbandsgestaltenden Akt errichtet: in unserem Falle also das Land Hessen und nicht die hessischen wissenschaftlichen Hochschulen, was rechtlich ebenso möglich wäre. Zweck einer solchen Anstalt ist stets staatseigene Verwaltung, die lediglich aus der unmittelbaren Staatsverwaltung ausgegliedert ist. Damit wird die wirtschaftliche und gesundheitliche Förderung der Studenten zu einem staatseigenen Verwaltungszweck, was, wie später noch darzulegen ist, eine Abänderung der bisherigen Übung und des zur Zeit noch entgegenstehenden Rechts darstellt. Folgerichtig ist dann auch, daß in dem Gesetz nicht mehr zwischen Selbsthilfe der Studentenschaft, wie sie Studentenwerkstradition ist, und übertragenen staatlichen Aufgaben, wie sie die Verwaltung der staatlichen Stipendien- und Darlehensmittel darstellt, unterschieden wird. Beide Bereiche sind zu einem einheitlichen staatlichen Verwaltungszweck „Studentenförderung" ununterscheidbar zusammengefaßt.

Der Gesetzentwurf billigt zwar den anstaltsleitenden Organen eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber dem Träger der Anstalt, dem Lande Hessen, zu. Der Vorstand wird von Organen der akademischen Selbstverwaltung, nämlich den Senaten der Hochschulen und der studentischen Selbstverwaltung bestellt. Auch ist die Staatsaufsicht lediglich auf die Rechtsaufsicht beschränkt. In einem solchen Falle spricht man von anstaltlicher Autonomie, die aber nicht mit der für die wissenschaftlichen Hochschulen typischen körperschaftlichen Selbstverwaltung gleichgesetzt werden kann. Die so eingeräumte autonome Stellung der Anstalt ist aber durch andere Bestimmungen des Gesetzentwurfes wieder eingeengt. § 17 des Entwurfes ermächtigt den Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung die zur Durchführung dieses Gesetzes erforderlichen Rechts- und Verwaltungsvorschriften ohne Einschaltung der gesetzgebenden Körperschaften, also des Landtages, zu erlassen. Diese unbestimmt gehaltene Ermächtigung zum Erlaß von Rechts- und Verwaltungsvorschriften, die weder Umfang, noch Ausmaß und Zweck bestimmt, berechtigt so den zuständigen Minister, in beliebiger Weise einzugreifen. Seine Verordnungen binden dann die Organe der Anstalten, ihre Beachtung kann im Wege der Rechtsaufsicht ohne weiteres durchgesetzt werden. Diese Regelung kommt dann praktisch einem Weisungsrecht gleich. Damit ist aber die Anstaltsautonomie weniger mehr als eine Deklamation.

●

Wie einschneidend die hessischen Planungen sind, wird man nur dann hinreichend würdigen können, wann man sie anhand der geschichtlichen Entwicklung der studentischen Wirtschaftshilfe betrachtet.

Die ideellen Bestrebungen studentischer Wirtschaftshilfe haben ihren Ursprung noch in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg. Der in Tübingen gegründete Bund Deutscher Studentengenossenschaften wollte die akademische Jugend zur genossenschaftlichen Selbsthilfe erziehen. Ihre Verwirklichung haben diese genossenschaftlichen Selbsthilfe-Ideen allerdings erst in der Notzeit nach dem 1. Weltkrieg durch die studentische Wirtschaftshilfe gefunden. Sie ist untrennbar verbunden mit dem Entstehen der Studentenschaften als Zusammenschluß aller an der Hochschule zugelassenen Studierenden. Neben der Vertretung der Gesamtheit der Studierenden war ihr wichtigster Zweck die Wahrnehmung der studentischen Selbstverwaltung, vor allem auf dem Gebiet allgemeiner sozialer Fürsorge. In dieser Zeit wurden an allen Hochschulen studentische Wirtschaftskörper, die späteren Studentenwerke, gegründet. Ihre Rechtsträger waren die einzelnen Studentenschaften. Der Grundstock der für die genossenschaftliche Selbsthilfe verwendeten Mittel wurde durch Beiträge der Studenten aufgebracht, die alsbald durch namhafte Zuwendungen von privater Seite ebenso wie aus öffentlichen Mitteln vermehrt wurden.

Der rechtliche Bestand der Studentenwerke und ihre Zuordnung zur Hochschule beruhte auf den sogenannten Studentenrechten. Schon am 18. 9. 1920 erließ das Preußische Staatsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung eine Ministerialverordnung, die die staatliche Anerkennung der Studentenschaft regelte, ihre Zwecke bestimmte und den anerkannten Studentenschaften zur Erfüllung ihrer Aufgaben eine Abgabenhoheit, d. h. das Recht, bei den Studenten Beiträge zu erheben, verlieh. Der Preußischen Ministerialverordnung folgten in kurzem Abstand dann in den meisten Reichsländern ähnliche, zum Teil wörtlich übereinstimmende Studentenrechtsverordnungen. Die damaligen Studentenrechtsverordnungen enthielten indes keine klaren Vorschriften über die selbständige Rechtspersönlichkeit der einzelnen Studentenschaften. Dies hatte zur Folge, daß auf sie im Privatrechtsverkehr die Bestimmungen über die nichtrechtsfähigen Vereine entsprechend Anwendung finden mußten. Lediglich diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die studentischen Wirtschaftskörper und Studentenwerke dann, um am Wirtschaftsleben uneingeschränkt teilnehmen zu können, zumeist als eingetragene Vereine errichtet wurden. Damit war aber nichts anderes bewirkt, als daß der mitgliedschaftliche Verband – die Studentenschaft einer Hochschule – ohne eigene Privatrechtspersönlichkeit gebildet, sich einen Rechtsträger schaffen mußte, der ihm als Instrument für die Wahrnehmung seiner privatrechtlichen Funktionen zur Verfügung stand. Willensbildendes Organ war die nicht rechtsfähige Studentenschaft, die schon allein mit ihrer Verfügungsbefugnis über die Sozialbeiträge Art und Umfang der Tätigkeit des eingetragenen Vereins bestimmte. Diese so entstandene „Doppelgesellschaft" war nur rechtstechnisch in zwei Verbände zerlegt, in ihrem Wesen aber stellten sie in den zwanziger Jahren eine untrennbare Einheit dar. In der Literatur werden sie als Sonderorganisationen der Studentenschaft mit eigener Rechtsform bezeichnet.

●

Eine Veränderung der Rechtslage auf dem Gebiet der studentischen Wirtschaftshilfe trat 1927 im damaligen Land Preußen ein, als die Studentenrechte zum Streitgegenstand zwischen Studentenschaft und Preußischem Staatsministerium wurden. Die preußischen Studentenschaften lehnten aus nur aus dem damaligen Zeitgeist heraus verständlichen Gründen, die mit der studentischen Wirtschaftshilfe nichts gemein hatten, eine Neufassung der Preußischen Studentenrechtsverordnung ab. Damit verlor die Studentenschaft ihre Anerkennung. Gleichzeitig damit wurde auch das Recht auf Abgabenerhebung und das Privileg zur Selbstverwaltung, vor allem auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge, hinfällig. Die 1927 erlassene und von den Studentenschaften in einer Urabstimmung abgelehnte Studentenrechtsverordnung galt in dieser Zeit mit ihrem § 2, wonach der Staatsminister die zur Weiterführung der Wirtschaftseinrichtungen erforderlichen Vorkehrungen zu treffen hatte. Die Ausübung der Studentenrechte blieb aber bis 1933 den Studentenschaften weiterhin angeboten. Wenn sie die Bedingungen des Staatsministeriums erfüllt hätten, hätten sie ihre Rechte und Privilegien jederzeit zurückerhalten können. So hatten die im Hinblick auf die Wirtschaftseinrichtungen getroffenen Maßnahmen sozusagen treuhänderischen Charakter für die in ihrer Mehrheit offenbar politisch unreifen und uneinsichtigen Studentenschaften, die lieber auf ihre Privilegien verzichteten, als in ihren Forderungen nach Aussonderung der Nichtdeutschen und Nichtarier aus der Studentenschaft nachzulassen.

Uneingeschränkt galt die Studentenrechtsverordnung an der Philosophisch-theologischen Fakultät Braunsberg, die sich anläßlich der Urabstimmung für die Studentenrechtsverordnung von 1927 ausgesprochen hatte. In den außerpreußischen Reichsländern indes blieb die Kontinuität der Entwicklung gewahrt und von diesem Streit unberührt. In Preußen erwarben die Studentenschaften ihre Rechte erst wieder durch die Studentenrechtsverordnung vom 12. 4. 1933, die ihnen insbesondere die Abgabenhoheit wieder verlieh. Freilich enthielt diese Verordnung auch typisches nationalsozialistisches und völkisches Gedankengut. So wurde der Studentenrechtsstreit von 1927, wie konnte es anders sein, durch den Arierparagraphen zugunsten der Studentenschaft entschieden. Ebenso ist die gesamte Innenstruktur der Studentenschaft dem Führerprinzip untergeordnet worden. Auch die Wahrnehmung der studentischen Selbstverwaltung auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge entfiel zugunsten einer Vorschrift, die lediglich maßgebliche Mitarbeit an den sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen „zur Förderung eines geistig und menschlich hochstehenden akademischen Nachwuchses" forderte. In dieser Vorschrift zeichneten sich schon die bestehenden Intentionen für die Entwicklung der Studentenwerksarbeit unter dem Nationalsozialismus ab. 1934 erfolgte dann die Auflösung der örtlichen Studentenwerke und ihre Überführung in Zweigstellen eines Reichsstudentenwerkes, das als öffentlich-rechtliche Anstalt einen zentralistischen Lenkungsapparat bildete.

Etwaige formale Mängel der Reichsverordnung über die Errichtung des Reichsstudentenwerks wurden durch das Gesetz vom 6. 7. 1938 behoben. Die Frage, ob nun das Reichsstudentenwerk als nationalsozialistische Organisation durch die Kontrollratsgesetzgebung aufgelöst worden ist, ob es noch rechtlich als Bundesanstalt oder wegen mangelnder Bundeszuständigkeit in Form von 11 Landesanstalten eigentlich weiterbestehen müßte, mag dahingestellt bleiben. Träger studentischer Wirtschaftshilfe war es nach 1945 nicht mehr. Besteht es rechtlich noch in der einen oder anderen Weise, muß man es liquidieren. Nach 1945 haben jedenfalls auch in Hessen die einzelnen Studentenwerke im wesentlichen an die Arbeitsweise, wie sie vor 1933 bestand, angeknüpft. Mußte doch ähnlichen Notständen begegnet werden, wie sie 1919 schon einmal von der studentischen Wirtschaftshilfe gemeistert worden waren.

●

In diesem Zusammenhang gewinnt allerdings die Frage an Bedeutung, ob 1945 rechtlich etwas völlig Neues und Anderes entstanden ist, obwohl Arbeitsweise und ideelle Zielsetzung im wesentlichen unverändert geblieben sind. Man wird zu prüfen haben, ob und in welchem Umfange die entsprechenden Rechtsquellen aus der Zeit vor 1945 noch fortgelten. Solche Rechtsvorschriften sind das Gesetz über die Bildung von Studentenschaften an wissenschaftlichen Hochschulen von 1933 und die hierzu in den Reichsländern ergangenen Studentenrechtsgesetze und -verordnungen. An ihrer Rechtswirksamkeit bis zum Kriegsende bestehen keine Zweifel. Auch in der Nachkriegszeit ist eine ausdrückliche Aufhebung nicht erfolgt. Die allgemeine Aufhebungsklausel des Militärregierungsgesetzes Nr. 1 und des Kontrollratgesetzes Nr. 1 (Art. II) erfaßt diese Rechtsvorschriften nur in einem sehr beschränkten Umfange. So ist zum Beispiel das in ihnen verankerte Führerprinzip gegenstandlos geworden. Die Anpassung an demokratische Grundsätze ist indes durch die Satzungen der Studentenschaften längst vollzogen. Insoweit sind die Studentenrechtsgesetze und -verordnungen mit neuem Inhait erfüllt worden. Durch Art. 3 des Grundgesetzes ist ferner die Beschränkung der Zugehörigkeit zu einer Studentenschaft auf Studenten deutscher Abstammung und Muttersprache hinfällig geworden. Mangelnder Bundeszuständigkeit wegen sind diese Gesetze und Verordnungen ausschließlich fortgeltendes Landesrecht. Bei Berücksichtigung dieser Gegebenheiten läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Rechtsvorschriften nach wie vor einen sinnvollen Inhalt aufweisen. Sie stellen für Hessen eine Konkretisierung der in Art. 60 der Landesverfassung verbürgten Beteiligung der Studentenschaften an der akademischen Selbstverwaltung dar.

●

Im übrigen vertritt die Rechtsprechung die Auffassung, daß die Studentenrechtsgesetze und -verordnungen in ihren wesentlichen Teilen fortgelten.

Der Badische Verwaltungsgerichtshof in Freiburg hat in seinem Urteil vom 12. 9. 1955 unter anderem festgestellt:

„. . . Einschlägig für die Rechtsmaterie sind weiterhin das Gesetz über die Bildung von Studentenschaften an wissenschaftlichen Hochschulen vom 22. 4. 1933 (RGBl. S. 215) und die Bad. Studentenrechtsverordnung vom 20. 5. 1933 (Bad. Gesetz- und Verordnungsblatt 1933, S. 89). Das Reichsgesetz befaßt sich mit der Bildung und den Aufgaben der „Studentenschaft" als des gesamtstudentischen Zusammenschlusses und erklärt die Studentenschaften als „Glieder der Hochschule" und „Vertretungen der Gesamtheit der Studenten". Die Bad. Studentenrechtsverordnung bezeichnet die Studentenschaft als verfassungsmäßiges Glied der Hochschule und als deren Aufgabe u. a. die Wahrnehmung der studentischen Selbstverwaltung und die Mitwirkung an der Selbstverwaltung der Hochschule . . .

Die Studentenschaft und mit ihr der Einzelstudent steht nicht – wie der zu den Vorlesungen zugelassene Hörer – außerhalb der Universität. Zwischen ihm und Universität bestehen verbandsrechtliche, mitgliedschaftliche Beziehungen. Das akadem. Bürgerrecht ist ein Stück Verbandsrecht. Der Student selbst ist in die Willensbildung der Universität auch im korporativen Bereich eingeschaltet. **Die Studentenschaft ist auf Grund des Gesetzes über die Bildung von Studentenschaften an den wissenschaftlichen Hochschulen vom 22. 4. 1933 und auf Grund der Studenrechtsverordnung vom 20. 5. 1933 Glied der Hochschule geworden . . .**

Bemerkt wird, daß das im Frühjahr 1933 erlassene Reichsgesetz über die Studentenschaft zurückgeht auf Forderungen der vornationalsozialistischen Zeit, praktisch sogar auf die Bestrebungen seit den Freiheitskriegen, die Studentenschaft in die akademische Verwaltung einzuschalten und lediglich einer geschichtlichen Notwendigkeit Rechnung trug, **so daß die Gesetzgebung des Jahres 1933 auch heute noch ein Bestandteil des geltenden Rechts, mangelnder Bundeszuständigkeit nach Art. 73 ff. GG halber heute jedoch ausschließlich des Landesrechts (Art. 124 und 125 GG) ist . . .**"

Aus diesen Ausführungen ergibt sich eindeutig, daß das Gericht sowohl das Reichsgesetz über die Bildung von Studentenschaften als auch die Badische Studentenrechtsverordnung als noch gültig ansieht. Da die Badische mit der Preußischen Studentenrechtsverordnung, gültig für Marburg und Frankfurt, fast wörtlich übereinstimmt, verdient das Urteil auch in Hessen Beachtung.

Wenn aber die Studentenrechtsgesetze und -verordnungen als noch fortgeltendes Recht angesehen werden müssen, sind die Studentenschaften zweifelsfrei berechtigt, auch die Sozialbeiträge festzusetzen und zu erheben. Dieses Recht der Studentenschaften gilt auch an einer Anzahl von Hochschulen, beispielsweise in Berlin und Hamburg, als selbstverständlich und ist von niemandem ernsthaft bestritten worden. Es handelt sich dann aber um Beiträge auf der Grundlage körperschaftlicher Selbstverwaltung und nicht um Anstaltsgebühren oder -beiträge. Nach dem sogenannten Beiträge-Gesetz von 1934 unterliegen sie der Genehmigungspflicht durch die zuständigen staatlichen Aufsichtsorgane.

Will man sich der Auffassung nicht anschließen, daß nach dem Rechtsbestand aus der Zeit von vor 1933 die Wahrnehmung der sozialen Fürsorge Aufgabe der Studentenschaften ist, muß zumindest deren maßgebliche Mitwirkung an den studentischen Sozialeinrichtungen gewährleistet sein. Die Bestellung eines Teiles der in den Anstaltsorganen tätigen Personen durch die Studentenschaften ist aber insbesondere im Hinblick auf die sehr fragwürdige Autonomie der Landesanstalten „Studentenwerke" keine maßgebliche Mitwirkung.

●

Aber auch ohne sich auf die Fortgeltung der Studentenrechte zu berufen, müssen gegen das Vorhaben, für die als Landesanstalten zu errichtenden Studentenwerke Zwangsbeiträge zu erheben, rechtliche Bedenken geltend gemacht werden. Schon heute ist die Erhebung von Sozialbeiträgen, wie sie in Hessen gehandhabt wird, nicht unproblematisch. Sehr zu Recht weist die Begründung des Gesetzentwurfes darauf hin, daß man Zweifel daran haben könne, ob die Gebührenordnung für die wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Hessen vom 8. 3. 1957, insoweit, als nach ihr bislang die Sozialbeiträge erhoben wurden, eine einwandfreie Rechtsgrundlage darstellt. Ob nun die Gebührenordnung auch die Sozialbeiträge und Sportbeiträge der Studenten rechtlich zu tragen vermag, ist nämlich deshalb fragwürdig, weil sie ohne gesetzliche Grundlage durch die Landesregierung festgesetzt

werden, ohne auf körperschaftlicher Willensbildung und Satzungsrecht zu beruhen.

Die im Entwurf des Studentenwerk-Gesetzes vorgesehene Beitragserhebung könnte überdies mit der im Grundgesetz verbürgten Gewährleistung des Eigentums kollidieren. Zwar ist die Erhebung öffentlicher Abgaben (Steuern, Gebühren, Beiträge) im allgemeinen keine Enteignung, doch gibt es Sonderabgaben, die ihrer Natur nach enteignungsartigen Charakter haben. Das ist dann der Fall, wenn die Abgabe eine Sonderbelastung für einen bestimmten Kreis von Beteiligten darstellt und der Finanzierung eines spezifisch öffentlichen Vorhabens dient. Eben das trifft auf die Erhebung von Beiträgen für ein als Landesanstalt des öffentlichen Rechts errichtetes Studentenwerk zu. Dann aber ist sie verfassungsrechtlich nur zulässig, wenn sie entweder auf körperschaftlicher Willensbildung beruht oder den Bedingungen des Art. 14 Abs. 3 GG genügt.

Hierzu müssen vier Voraussetzungen erfüllt sein! Es muß sich um eine Maßnahme handeln, die dem Wohl der Allgemeinheit dient. Dies dürfte auf die Förderung von Studenten sicherlich zutreffen. Es muß eine gesetzliche Grundlage bestehen. Eben diese soll durch das Studentenwerks-Gesetz geschaffen werden. Weiter muß eine angemessene Entschädigung demjenigen gewährt werden, in dessen private Vermögensrechte eingegriffen wird. Schließlich muß wegen der Höhe der Entschädigung der Rechtsweg offenstehen. Sicherlich werden jedem Studenten die Leistungen der Studentenwerke angeboten. In Anspruch aber werden diese Leistungen nur von jenen genommen werden, die solche Leistungen auch benötigen, also von wirtschaftlich Schwachen.

Ob aber ein Leistungsangebot, von dem sicherlich nicht alle Berechtigten Gebrauch machen werden, als angemessene Entschädigung angesehen werden kann, scheint doch sehr fraglich zu sein, zumal es ein hervorstechendes Merkmal dieser Sozialbeiträge ist, daß viele zahlen, um einer geringeren Zahl wirtschaftlich Bedürftiger zu helfen. Um aber hinsichtlich des Leistungsangebotes eine gerichtliche Nachprüfung vornehmen zu können, müßte zumindest in der Benutzungsordnung der Studentenwerke Art und Umfang der angebotenen Leistung bestimmt werden, die dann einklagbar wären.

●

Hier wird man sich nun fragen müssen, ob das denn gewollt ist. Jedenfalls würde so das bisherige System der Studentenwerks-Arbeit vollends in sein Gegenteil verkehrt. Will man aber keine Rechtsansprüche auf gesundheitliche und wirtschaftliche Förderung statuieren, findet hier der Versuch, Zwangsbeiträge für die neugeordneten Studentenwerke zu erheben, seine verfassungsrechtlichen Grenzen. Der Versuch, anstelle einer auf mitgliedschaftlicher Willensbildung beruhenden Beschlußfassung über Art und Umfang der Sozialbeiträge innerhalb der Hochschulkorporation die Beitreibung staatlicher Zwangsabgaben zu setzen, muß dann an unserer Rechts- und Verfassungsordnung scheitern.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß keineswegs nur die formalen und rechtlichen Probleme zu ernsten Bedenken Anlaß geben.

Die noch vorhandenen Teile einer als Selbsthilfe begründeten Studentenwerksarbeit sollen in Hessen künftig Gegenstand staatlicher Verwaltung werden und so einem mißlichen Zug unserer Zeit folgen, in der immer mehr ursprüngliche Selbstverwaltung staatlicher Leitung und Lenkung unterworfen wird.

Immerhin wenden die hessischen Studenten jährlich 1,5 Millionen DM für ihre Selbsthilfe auf, die mit rund 600 000,– DM Staatszuschüssen aufgestockt werden. Nur wenn man die in den Studentenwerken durchlaufenden Stipendienmittel des Honnefer Modells, also die staatliche Auftragsverwaltung, hinzurechnet, ist die Aussage zutreffend, daß die Sozialbeiträge nur noch einen geringen Teil der Studentenwerksmittel ausmachen. Sollten aber die Verwaltungsbedürfnisse des Honnefer Modells Anlaß für die hessische Studentenwerksgesetzgebung sein, wäre zu überlegen, ob diese Tätigkeit dann nicht besser den Hochschulkassen überlassen werden sollte.

Es mutet paradox an, daß man den heutigen Studenten immer nur Ansprüche vorwirft, sie aber tadelt, wenn sie ihre Selbsthilfeeinrichtungen vor staatlichem Zugriff verteidigen. Sicherlich wird Selbstverwaltung nicht immer so reibungslos wie staatliche Verwaltung funktionieren, und freilich sind Hochschullehrer und Studenten selbst wenig für administrative Tätigkeiten geeignet. In den vergangenen vierzig Jahren haben sie aber immer wieder Persönlichkeiten gefunden, die als Geschäftsführer mit Wärme und Aufopferung die tägliche Kleinarbeit bewältigten und so ihren Beitrag zur Bewährung studentischer Selbsthilfe leisteten. Ihre Mitwirkung muß auch künftig ein tragendes Element der Studentenwerksarbeit sein.

Nach allem ist der hessische Entwurf eines Studentenwerk-Gesetzes nicht geeignet, die studentische Selbsthilfe zu stärken, wohl aber, sie zu erdrücken. Im Grunde geht es auch hier um jene Ordnung, in der unser Volk in Freiheit leben soll. Diese Ordnung beruht nun einmal auf dem Prinzip der Subsidiarität. Dieses verlangt in jedem Bereich zunächst Erziehung zur Verantwortung und Selbständigkeit, Hilfe und Selbsthilfe statt einer totalen, zur Entmündigung der Person führenden Staatsversorgung.

1/564

echt amerikanischer Blatt-Tabak DM 1.50

Ferien auf Sardinien

Erholsamer Aufenthalt am Strand von Porto Pozzo im Feriendorf der Frankfurter Studentenschaft

Möglichkeiten zu Einzel- und Gruppenfahrten ins Innere der Insel, nach Corsika und ins Inselarchipel von La Maddalena; Motorboote zu ganztägiger Miete und Sportgeräte stehen zur Verfügung. Ideales Unterwassersportgebiet.

Bisher vorgesehene Termine: 27. 7. – 24. 8. 1961
20. 8. – 14. 9. 1961
10. 9. – 5. 10. 1961

Preis: DM 195.–
(Leistungen: Hin- und Rückreise in Bus und Schiff, Übernachtungen im Hotel, Aufenthalt im Feriendorf, Reiseleitung.) ■ Information und Anmeldung im Reisereferat des ASTA der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Jügelstraße 1, Studentenhaus, Zimmer 14, Tel. 77064 3183

An unsere Abonnenten

Eine Neuregelung des Postversands macht es notwendig, daß alle ständigen Bezieher unserer Zeitschrift, die ihr Abonnement vor dem 1. 1. 1961 aufgenommen haben, ein neues Abonnement bestellen. Wir bitten für diese Maßnahme um Verständnis!

■

Nicht betroffen sind die Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern e. V.

buchkritik

Formtypen des Dramas

Volker Klotz: „Geschlossene und offene Form im Drama" Karl Hanser Verlag, München 1960.

Volker Klotz, hervorgegangen aus der Frankfurter Germanistik und Verfasser einer der ersten wissenschaftlichen Arbeiten über Brecht („Versuch über das Werk", Wolfgang Rothe Verlag, Darmstadt) heute Literaturwissenschaftler in Berlin, hat inzwischen sein zweites Buch vorgelegt, eine in der Methode ebenso kunstfertige wie in der Analyse durchsichtige, in den Ergebnissen überzeugende Summe jener Gestaltungstendenzen, die die idealtypischen Begriffe der offenen und geschlossenen Form des Dramas meinen und erfüllen. Das Gegensatzpaar: „offene" und „geschlossene" Form geht auf eine Unterscheidung Wölfflins zurück, die dieser an kontrastierenden künstlerischen Gestaltungstendenzen des 16. und 17. Jhds. herausarbeitete; es ist seit Oskar Walzel in der Literaturwissenschaft unter Namen wie: tektonisches und atektonisches Drama, klassische und realistische, bzw. aristotelische und nichtaristotelische Dramatik, epische und dramatische Form immer wieder aufgelegt worden. Auf die Einsicht, daß zumindest seit dem 18. Jhd. zwei Gestaltungstendenzen das europäische Drama durchziehen, gründen sich alle diese Gegensatzpaare; sie erlauben jedoch die Unterscheidung und Einordnung jeweils nur einzelner Stilzüge und sind bereits überdies gegenüber dem neutraleren weiträumigeren Gegensatzpaar der geschlossenen und offenen Form benachteiligt. Klotz unternimmt nun als erster den Versuch einer ausführlichen Analyse aller bestimmenden Strukturelemente wie Handlung, Zeit, Raum, Personen, Komposition und Sprache. Die phänomenologische Sichtung und Ordnung des Materials ermächtigt ihn darüberhinaus, dem ursächlichen Zusammenhang zwischen stilistischen und gehaltlichen Impulsen, zwischen der jeweiligen dichterischen Weltsicht und den formalen Gegebenheiten nachzufragen.

Die Ergebnisse begründen sich unter Einbeziehung eines umfangreichen bibliographischen Materials auf die Analyse von zehn im landläufigen Sinne klassischen Dramen und ebensovielen, die sich zu gleichen Teilen auf Lenz, Büchner, Grabbe und Wedekind verteilen. An „geschlossenen" Dramen Corneilles, Racines, Goethes und Schillers markiert der Autor Proportionen und Symmetrie, was die Komposition anbelangt, Zielstrebigkeit und sukzessive Handhabung des Geschehens in der Zeit, ferner Vorrang des Inneren vor dem Äußeren, des Ganzen vor dem Einzelnen, der Idee vor dem Stoff, Entstofflichung mittels „verdeckter Handlung" und Entgegenwärtigung charakterisieren Handlungsführung und Zeitgestalt, der gefüllte nur erlebte dramatische Augenblick wird weder erstrebt noch erreicht. Die Personen sind hohen Standes und gehören einem „wohlabgestuften Gesellschafts- und Glaubensganzen" an; gemeinsam ist allen die Sprache des hohen Stils. Intensiver und für Forschung, Literarästhetik und dramaturgische Praxis bedeutsamer ist das Bild, das Klotz von dem weit weniger durchforschten „offenen" Drama aus Einzeluntersuchungen zusammensetzt. Scheinbar unverbundene Raum-, Zeit- und Geschehnisparzellen, szenische Gliederung kennzeichnen die Komposition anstelle symmetrischer und in sich proportionierter Akteinstellung. Das offene Drama ist pluralistisch sowohl in der polymythischen Handlungsführung als auch in der Vielheit der Orte und der Pluralität der Sprachbereiche. Das Ganze wird in Ausschnitten gegeben, die über sich hinausweisen, statt wie in der geschlossenen Form überall auf jenes zurückdeuten. Personen jederlei Standes, sind wenngleich untereinander isoliert, „eingewoben in ein Netz psychischer und physischer Bedingnisse, die im stofflich gefüllten Augenblick, unter speziellen charakterisierenden Raumverhältnissen wirksam werden". Die Sprache ist nicht stilisiert, sondern spontan, idiomatisch, elliptisch.

Als besonderes Verdienst bleibt anzumerken, daß Klotz jenem Mißverständnis, das in den Dramen der Grabbe, Lenz und Büchner nur ein mangelhaftes Komplement, einen Krisenfall des klassischen Dramas wahrhaben will, keinen Platz mehr läßt, und stattdessen immer wieder an der Gestalt jener Dramen das andersartige Wollen, die eigentümliche Intention, den eigensinnigen Plan und die bündige künstlerische ebenbürtige Erfüllung demonstriert.

Hermann Piwitt

Soziologie und Ästhetik

Arnold Gehlen: Zeitbilder zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei, Athenäum Verlag, Frankfurt/M., Bonn 1960. Preis: DM 26,80.

Arnold Gehlens Behauptung zu Beginn, daß „vor einem unverstandenem Bilde sich ein denkender Mensch unbehaglich" fühle, könnte in die Problematik zwischen Kunst und Gesellschaft hineinführen, wenn dieses Unbehagen nicht nur eine kritische Haltung modernen Bildern gegenüber deduzierte, sondern auch das jeweils persönliche Verhältnis zur Kunst in die Kritik einschlösse. Die Ursache des Unverständnisses kann nicht allein bei der Kunst liegen, sie bietet höchstens den Anlaß zur Feststellung, daß hier etwas unverstanden sei. Aufgabe einer Kunstsoziologie hingegen wäre, herauszufinden, welche gesellschaftlichen Barrieren dabei eine Rolle spielen. Gehlens Kunstsoziologie orientiert sich an der Rationalität der Industriegesellschaft:

„Nun steigt die Anwendbarkeit soziologischer Vorstellungen mit dem Grade der inneren Rationalität eines Themas, weshalb z. B. die Industriegesellschaft die soziologisch durchsichtigste ist. Deswegen gehen wir an die Malerei unter der Leitidee der Bildrationalität heran, nur unter ihr kann unser Thema in Kunstsoziologie umgesetzt werden. Nicht also etwa von den behandelten Sujets aus."

Kunst wird also an gesellschaftlichen Zuständen gemessen, diese jedoch nicht an der Kunst, so daß nun alles, was sich Gehlens Leitidee nicht unterordnet, sich als irrational abtun läßt.

Der Autor nimmt der modernen Kunst übel, daß sie sich auf Subjektivität bezieht. „Die Subjektivität ist das Bezugssystem, und nicht mehr die alte, große, tötende und heilende Natur." Oder anders: „Immer wieder fällt der unglückliche, unerlöste Ton auf, es gibt weder inneren Frieden, noch etwas Aufgerüstetes und Unverwundbares." Bedürfnisse von dieser Art befriedigte die von den Nationalsozialisten protegierte Kunst, und die Kommunisten drüben fördern eine ähnliche aus denselben Motiven heute noch. Ganz ohne Frage, wenn eine von beiden oder beide zusammen sich durchsetzen ließen, wäre das ein Ausweg aus der Problematik, einfach weil damit die Diskrepanz zwischen dem Anspruch der Kunst und der Gesellschaft beseitigt wäre.

„Man sollte, wie auch schon in den Wissenschaften geschieht, mit dem Gedanken an zwei Etagen ein wenig verkehren; dann gäbe es in unserem Falle eine exklusive ‚Kunst für Künstler', l'art pour l'artiste, neben der dann auch eine toleriert würde, eine naturalistische, literarische oder selbst sentimentale."

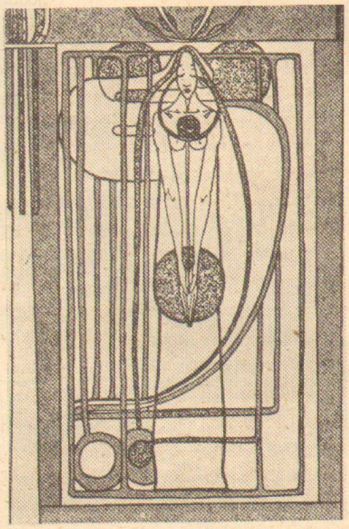
Man isoliere also die Künstler und verehre als Kunst, was von Künstlern nicht als Kunst angesehen wird. Das Buch allerdings kümmert sich fast ausschließlich um die Kunst der Künstler, und wenn es sich mit einzelnen Stilen, Malern oder auch Werken einläßt, gelingt nicht selten sogar, die Problematik von Kunst und Gesellschaft in den Griff zu bekommen, so wird etwa am Expressionismus gut begründete Kritik geleistet. Es wird deutlich, daß sich das Verständnis von Kunst lediglich durch direkte Auseinandersetzung mit dem Werk entwickeln und erweisen kann, während Pauschalurteile nur den Vorwand liefern, aus dem Spannungsfeld zwischen Kunst und Gesellschaft auszubrechen. Außerhalb erkennt man dann „mit Freude und Rührung Blumensträuße und kleine Mädchen wieder und wartet schon auf die Gitarren". Und man ist guter Hoffnung, daß sie die Anerkennung als Kunstwerke finden mögen.

Siegfried Bartels

Enzyklopädie des Jugendstils

„Jugendstil – der Weg ins zwanzigste Jahrhundert", herausgegeben von Helmut Seling, eingeleitet von Kurt Bauch. Keysersche Verlagsbuchhandlung, Heidelberg/München 1959, 459 Seiten und 356 Abbildungen, Leinen.

Die Kunst der Jahrhundertwende, der Jugendstil, erfährt gegenwärtig eine ungeahnt heftige Wiederentdeckung: seine Theoretiker bemühen sich von neuem, der Kunsthandel wertet ihn auf, die Museen holen, was längst in den Kellern magaziniert war, wieder ans Tageslicht. Solche Renaissancen – die von Dadaismus und Expressionismus gingen voraus – mögen auf einer geistigen Verwandtschaft zwischen Entdeckern und Entdeckten beruhen; hinsichtlich des Jugendstils kann indes nur vermutet wer-



Margaret Macdonald Macintosh: Dekorative Figur

den, daß zwei Tendenzen innerhalb der heutigen Gesellschaft im Jugendstil eine vorläufige Befriedigung finden: die von der fortschreitenden Verbürgerung im Wohlstand begünstigte Sehnsucht nach einer bürgerlich beruhigten Kunst und, parallel dazu, das aufbrechende Unbehagen an der modernen Maschinenwelt, am technisch zugeschnittenen Leben, an der kalten, glatten Wohnkultur der industrial designers. Die Rückkehr ins Heimelige und Seelenvolle, die Rückkehr auch zu ein bißchen Kitsch, liegt manchen als Forderung im Munde, ohne daß sie wagten, ihre Sehnsucht offen einzugestehen.

Der Jugendstil, seine Zeit fällt in die zwanzig Jahre von 1890 bis 1910, war eine durchaus europäische Sache. Als Kunst- und Lebensstil ist er trotz vielerlei Anregungen, etwa von seiten der englischen Praeraffaeliten, im wesentlichen eine gesetzte und gewollte Angelegenheit. Sein herrschendes Phänomen ist das Ornament, der Kult der Kurve, der sehr bald vom kunstgewerblichen Buchschmuck in die Malerei eindrang, von dieser auf die Architektur und den Hausrat übersprang, auf Möbel, Tapete und Vorhang, – bis schließlich das Ornament den Menschen selber erfaßte und in eine schöne Arabeske verwandelte. Der Jugendstil-Mensch hat sich am Ende völlig veräußert: das beiläufigste Mobiliar ist noch Projektion seiner Seele. Mit Genuß kann man heute seine matte Spur in den Romanen Jacobsens oder in denen des erotischeren und nervösen Péladan verfolgen, die Spur von schönen Seelen, die im ornamentierten Interieur Spiegelbilder ihrer selbst genießen, blasse, leicht hinfällige, von Sehnsucht verzehrte Leiber, die selber ornamental aufblühen und das Dasein, Äußeres und Inneres, in Kunst verwandeln. Das Leben wird zum feierlichen Zeremoniell erhoben.

Die züngelnde Ornamentik des Jugendstils ist stets mit Gefühlen besetzt. Den Gefühlen entsprechen die Ornamente, den Bewegungen der Seele antwortet das bewegte Ornament. Der Jugendstil liebt die fließende Verwandlung des einen in ein anderes, die Umschlingung, das wuchernde Einspinnen der Motive in eine unendliche Arabeske. Solche Tendenz zur Vereinigung alles Getrennten aktiviert jegliche Linie des Jugendstils und verwandelt sie in ein (ungeometrisches) Ornament sehnender, sehnsüchtiger Bewegung. Dieses vegetabilische Wachsen, Ranken und Fließen als ein Ausdruck der unerfüllten Sehnsucht löst gar die starre Tektonik von Möbeln und Hausfassaden auf und macht sie zu üppig wuchernden Elementen der Natur. Nichts blieb zurück, das nicht von der Kurve des Jugendstils gebogen worden wäre, verwandelt zu rankend pflanzlicher Existenz. Das ganze Leben sollte von diesem energisch proklamierten Kult der Kurve erfaßt und verändert werden.

Der Herausgeber des ungemein gründlichen und zuverlässigen Nachschlagewerks über den Jugendstil, das vor zwei Jahren in der Keysersche Verlagsbuchhandlung erschien, hat die Komplexheit dieses „totalen" Kunst- und Lebensstils genau eingeschätzt und für jedes seiner Phänomene einen Fachmann berufen. Sauber getrennte Kapitel sind demgemäß folgenden Gebieten gewidmet: Architektur, Möbel, Malerei, Schrift, Buchschmuck, Plakat, Plastik, Glas, Silber und Schmuck, Bildteppiche, Tapeten, Theaterdekorationen, programmatische Künstlerschriften, Künstlerbiographien. Das sind jeweils empirisch vorgehende Analysen, sehr vorsichtig und gerecht in der Verarbeitung der Sekundärliteratur und jeweils zum besprochenen Phänomen. Der Nachteil dieser Methode könnte es sein, daß das Gesamtphänomen Jugendstil innerhalb so verschiedener Spezialuntersuchungen verlorengeht. Die Autoren aber haben es sämtlich verstanden, den Geist des Jugendstils noch in der Beschreibung des bescheidendsten Geräts mitzubenennen.

hr

Die Fuge des Unvollendeten

Manfred A. Knorr. In Ewigkeit martert kein Kreuz. Gedichte aus dem Nachlaß, herausgegeben von Klaus M. Rarisch, Verlag Eremiten-Presse, Stierstadt im Taunus 1960/61, kartoniert, mit einem Titelbild, DM 4,80.

Zum Jahreswechsel legte V. O. Stomps eine Auswahl nachgelassener Gedichte des 1958 in Berlin an den Folgen eines Autounfalls verstorbenen Dichters und Musikers Manfred A. Knorr vor. Als Herausgeber zeichnet Klaus M. Rarisch verantwortlich und kann damit eine letzte Freundespflicht erfüllen.

Manfred A. Knorr, der sich durch literarische und musiktheoretische Arbeiten besonders in Bayreuth und Berlin einen Namen machen konnte, hinterließ Kompositionen, Dichtungen und essayistische Versuche. Leider berücksichtigt der kleine Auswahlband nur einen geringen Teil der vorliegenden Gedichte, und so ist man auf Einzelstimmen angewiesen, wo man gern ein wenig das Orchester vernommen hätte.

Doch auch die Einzelstimmen lassen ahnen, welcher Entwicklungsgang hier jäh unterbrochen wurde. Erstaunlich ist an den vorgelegten Gedichten das Beieinander von zeitkritischer Aussage und lyrisch formulierten „Untergängen". Knorr war, wenn man diesen Vergleich gestattet, ein „denkender Träumer". Er vergaß über dem „Schattenlaub der Nacht" nicht die Gespenstermarionetten des Tages, die bei ihm oft die politischen Visagen aktueller" Ereignisse trugen. Knorr war in seinen Versen kein moralklappernder Weltverbesserer; er suchte das Gefühl, wenn der Intellekt dämonisch zerstörte, er suchte den Intellekt, wenn das Gefühl die Schalmei zum erbärmlichen Totentanz entseelter Kunstfiguren blies. Über allem aber stand ein großes unvollendetes Fugenthema, das er dem Nichts nach der Marter auf Golgatha weihte, weil er nicht wie sein verehrter Meister Johann Sebastian an das Sterben des Menschen vor dem Sterben seines Gottes glauben konnte.

Dieter Volkmann

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

erhalten Studierende im Abholabonnement
zum HALBEN BEZUGSPREIS für DM 3.30

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung für Studenten durch:
Peter Naacher, Buchhandlung für Universitätswissenschaften, Bockenheimer Landstraße 133, Steinweg 3 an der Hauptwache, Universitätskliniken Sachsenhausen, Mensagebäude.

Der usurpierte Phänotyp
■ Gottfried Benn

Diverse Halb- und Volliteraten verfallen oft ihrem verständlichen Haß auf Benn, indem einige jedes sekundäre Wort über den Dichter mit seinem Werk identifizieren und, ihre überreifen, angefaulten Humanitätsideale verschämt mit gesundem Menschenverstand und betont nüchternem Zweckaltruismus maskierend, in modernem Alltagspathos anklagen, andere, Unartige – wie weiland Gotthelf-Entdecker Muschg – bar jeder Spur der von ihnen postulierten Redlichkeit mit kindlich-hilflosen Pamphleten gegen Benn wüten, wobei sie sich und ihre wahr, schön, gut dichtenden Schützlinge entlarvend widerlegen.

Dieter Wellershoff, Herausgeber der Gesammelten Werke Gottfried Benns, präsentierte bei Kiepenheuer & Witsch eine „Studie über den Problemgehalt seines Werkes". Wellerhoff, ein profunder Kenner und oberflächlicher Bekannter Benns, hat „eine Arbeit rein wissenschaftlichen Charakters", wie der Waschzettel mitteilt, zu dieser Studie heranwuchern lassen, die denn auch unverkennbar gewisse Nachteile aufweist: fast überall werden seine glänzenden Analysen und Ergebnisse, Benns Person, dessen Werk und die historischen Entwicklungen betreffend, in selbstgefälliger Vielfalt mit ermüdender Schreibseligkeit variiert, was den gehässigen Verdacht erweckt, der Autor habe – um einige Termini Benns sinngemäß etwas modifiziert anzuwenden – nach Rankengesetz gesprüht, ins Flächenhafte gewabert, um die wohl nicht unbeträchtliche Differenz zwischen dem Volumen einer gewiß prägnanten „Arbeit rein wissenschaftlichen Charakters" und der hier vorliegenden „für einen breiteren Leserkreis bestimmten kritischen Darstellung" mittels Aufblähung zu überwinden. Wellershoff versucht von Anfang an lobenswert, indem er genau nach der geistigen Entwicklung des Dichters und der Entstehungszeit seiner Werke vorgeht, Benn aus den historischen, soziologischen und geisteswissenschaftlichen Gegebenheiten der jeweiligen Situation zu begreifen, um die Fundierung seiner These, Benn: der Phänotyp dieser Stunde, sanft vorzubereiten. Dies zwingt ihn aber, langweilige, allseits bekannte Lehrsprüche über das Verhältnis zwischen moderner Kunst und Industriegesellschaft zu zitieren und durch ihre Gedrängtheit fragwürdig vereinfachte Kurzdarstellungen verschiedener Lebensphilosophien und komplizierter wissenschaftlicher Abhandlungen zu geben. Allerdings entwickelt er die oft sich zu negieren scheinenden Metamorphosen Benns mit immanenter Dialektik in bestechender Weise und weist auf die Konsequenz dieser Metamorphosen hin: Spießerschreck der frühen Gedichtzyklen „Morgue", „Der Arzt" usw.; dann Realitätszertrümmerung als idealtypische Abstraktion der allgemeinen w i r k l i c h e n Verhaltensweise und umfassend kulturkritische Empörung gegen Entmythisierung, Progressionsbewußtsein, profanisierende Aufklärung gegen den „Mittelmensch, der bon und propre leben will", gegen die Verwirklichungsversuche jeder Sozialutopie: „Das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl" (Bentham) und schließlich gegen die „progressive Cerebration"; Benns Anerkennung des „naturalistischen Chaos", der spontanen Schöpfung in prähumaner Irrationalität und sein Fluch auf die platte Zivilisation, der schon groteske Formen annimmt: Drohung mit alttestamentarischen Seuchen und kosmischen Urgewittern. Zwischendurch entwirft Wellershoff keck Pläne für die nächste Humanität, eine neue, echte, wahre.

Benn lenke allmählich in einen wundergläubigen Fatalismus ein, in die resignierte Bejahung der fortschreitenden Verhirnung des Menschen, der er durch die Konzeption seines „Entformungsgefühls", durch vorrationale, archaische Existenzzustände zu entfliehen versuche. Diese Regressionstendenz, auch charakteristisch für anders orientierte Kunstrichtungen, dehne sich als dunkler Untergrund bis in seine statische Spätlyrik. – Aus seiner radikal irrationalen, fatalistischen Geschichtsbetrachtung heraus feiert Benn den Nationalsozialismus in Reden und Essays als den neuen „biologischen Typ", von der Geschichte gesendet, als die Herauf-kunft des „imperativen Weltbildes", einer „militanten Trenszendenz", die eine Synthese von Kunst und Macht in Form und Zucht in sich berge: beider Prinzip sei die „Unwirklichmachung des Gegenstandes, seine Auslöschung, nichts gilt als die Erscheinung, nichts der Einzelfall, nichts der sinnliche Gegenstand, alles gilt der Ausdruck, alles gilt die gesetzgeberische Umlagerung zu Stil". Besonders in der Darstellung dieser kurzen Phase zeigt Wellershoff eine erträgliche Distanz, den Versuch, Benn weder durch Beweihräucherung noch mit der schadenfrohen Kritik eines fleckenlosen Philisters, sondern wissenschaftlich objektiv gerecht zu werden als einem fanatischen Ekstatiker, einem maßlosen Berserker, der sich einerseits nicht scheut, seinen irrationalen Haß mit Wissenschaftlichkeit zu staffieren, andererseits aber alle Konsequenzen des eigenen Denkens bejaht bis zur Verfemung und Verfolgung durch den Nationalsozialismus. Diese anerkennenswerte Distanz verfälscht Wellershoff aber an anderen Stellen in vulgären Positivismus, er rettet sich aus seinen weitausholenden Untersuchungen schnell wieder in naiven naturwissenschaftlichen Realismus – eine Haltung, die gerade Benn wegen ihrer beschränkten Ängstlichkeit verhöhnt hat – wodurch die hoffnungsvollen Ansätze zum immanenten Verständnis des Werkes und Benns Person zerstört werden.

Nach den Jahren der Isolation (1935–1945) kann man, laut Wellershoff, an „einer der bezeichnendsten Fieberkurven des deutschen Geistes", nämlich der Benns, den Zustand des heutigen Phänotyps ablesen: Doppelexistenz, Konformismus als Maske des Neukonformismus, Flucht vor Politik und Ideologien: „Passe dich der Situation an, tarne dich, nur keine Überzeugungen, – andererseits aber mache ruhig mit in Überzeugungen, Weltanschauungen, Synthesen na challen Richtungen der Windrose, wenn es Institute und Kontore so erfordern . . ." Hier umreißt Benn tatsächlich das intellektuelle Desinteresse oder die reife Resignation gewisser sozialer Schichten, deren biedermeierliche Abneigung gegen jeden Aktivismus nicht zuletzt eine Reaktion auf die wechselnden Ideologien mit ihren qualvollen Umerziehungen darstellt. Wenn aber nun Benn „die Transzendenz der schöpferischen Lust" heroisch gegen das „naturalistische Chaos" setzt und dann das „Strömende hin und her" mit artifiziellem Griff in seine vollendeten statischen Gedichte packt, so weigern sich die Massen diesem Phänotyp zu folgen, weil es ihnen neben ihren Nahrungssorgen, Familiensorgen und Neurosen unmöglich ist, Amorphes in autonome, in sich ruhende, dem sinnlosen Prozeß fortwährender Verwandlung entzogene Gebilde zu formen.

Benn erschließt, wie Günther Blöcker irgendwo darlegt, zweifellos in seinem Werk eine neue Wirklichkeit. Benn ist, wie auch Wellershoff darstellen will, wobei ihm die extreme Identifikation des Dichters mit seinem Werk in milder Nachsicht übersehen wird, „eine exemplarische Gestalt der jüngsten deutschen Geistesgeschichte" – exemplarisch aber nur für e i n e Tendenz. Fragwürdig und letztlich doch unbewiesen bleibt Wellershoffs Absicht, Benn oder Benns Werk zum Phänotyp dieser Stunde zu erheben, zu einem, wie Benn selbst definiert, „nach Form und Inhalt beschreibbaren Umkreis . . . innerhalb dessen der Zugehörige einer bestimmten Generation echt und repräsentativ wirkt . . ." – „. . . der Schnittpunkt von deszendentem Prozeß und schweigendem, aber immer gegenwärtigen Keim oder, um mit den Begriffen der modernen Erblehre zu operieren: der P h ä n o t y p , das heißt, der aktuelle Ausschnitt des Genotyps, des Arttyps." Dem Autor ist offenbar nicht gewärtig, daß zu Benns späten Lebzeiten auch noch andere, nicht ganz Unbedeutende, schrieben: Broch, Brecht, deren Existenz allein schon den von Wellershoff prononcierten totalen Anspruch Benns auf den Phänotyp der Gegenwart aufhebt. So scheint der Autor zu versuchen, uns durch seine These eine krampfhafte Aktualisierung Benns und dessen Werkes aufzudrängen, die beide nicht benötigen: der eine verwest, das andere beweist selbst seine agressive Aktualität schon in dem grotesken Ringen zwischen epigonaler Imitation und verbitterter „Humanität".

Klaus Habermeier

bildende kunst

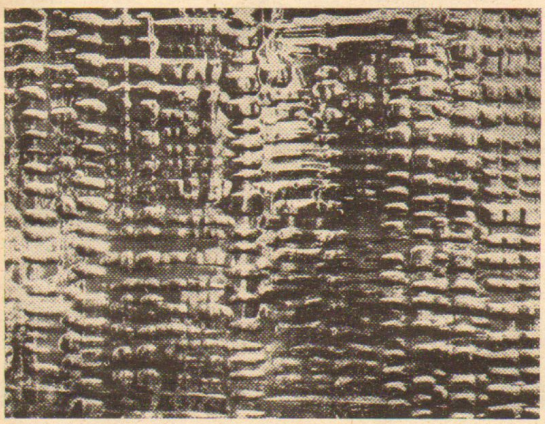
HEINZ MACK IN MÜNCHEN GALERIE NOTA

Das Phänomen der Bewegung wird in der jungen Malerei immer mehr zu dem zentralen Problem. Es deutet sich auch an, daß die Bewegung, die das Bild erfaßt hat, am Bildrand keineswegs zum Stillstand kommt, sondern darüber hinaus die herkömmliche Art künstlerischer Manifestationen verändert; die ganz neue Erlebnismöglichkeit, die dem Menschen in der Bewegungskunst geboten wird, verändert zweifellos sein Bewußtsein.

Einer der bekanntesten unter den deutschen Malern dieser Richtung ist Heinz Mack aus Düsseldorf. In München sind zur Zeit in der Galerie nota eine Reihe seiner Vibrationsbilder, Lichtreliefs und Lichtdynamos zu sehen. In seinen weißen und schwarzen Ölbildern reiht Mack die Elemente kontinuierlich aneinander. Das einzelne Element ist nicht mehr Detail, ist ohne Individualität, die den Blick festhalten würde; es verweist statt dessen immer auf seine Nachbarschaft, wird somit zum Impuls einer Bewegung, zu einer Membran, die die Bewegung horizontal über das Bild trägt. und zwar als Vibration, das ist das entscheidende. Es ist nicht die Spur der Bewegung der malenden Hand, die die Leinwand in einer bestimmten Richtung kreuzt und verläßt. Macks Bilder sind Schwingungsfelder einer ungestörten reinen Bewegung, auf denen die Ruhe der Unruhe herrscht, die nur durch Verzicht auf Vielfarbigkeit und dramatische Gestik zu erreichen ist.

Auf den Lichtreliefs, Aluminiumfolien, auf denen plastische Elemente periodisch angeordnet sind, bewirkt die Bewegung des Betrachters oder des Reliefs eine Lichtvibration. Vom schwachen Aufleuchten der erhabensten Elemente des Reliefs bis zum Glühen der ganzen Folie gibt es eine Unzahl von Nuancierungen. In den Lichtdynamos dreht ein Motor kreisförmige Reliefs verschiedener Art hinter einer geriffelten Glasscheibe. Der außerordentliche Reiz dieser Dynamos liegt in den Veränderungen, die die Elemente des Reliefs bei der Bewegung durch die Beschaffenheit der Glasscheibe zu erfahren scheinen. –

Alle diese Bilder sind nicht „fertig", wenn sie gemacht sind. Die Tätigkeit des Malers besteht hier darin, zu projektieren, was dann auf der Bildfläche, dem Relief geschehen kann. Das Bild gibt also nur die Möglichkeit für immaterielle visuelle Ereignisse; entscheidend ist nicht wie es i s t , sondern was auf ihm geschehen kann. Kein Wunder, daß diese Lösung vom bisherigen statischen Bildwerk, die bis zur Befreiung vom Bildwerk, zum Beispiel in der Demonstration seiner Zerstörung bei Tinguely, auch neue Formen künstlerischer Manifestationen zur Folge hat, die dem durch das Bewegungserlebnis veränderten Bewußtsein entsprechen, ja daß es ganz entscheidend um solche neuen Manifestationen geht. Mack sprach bei der Eröffnung in der überfüllten Galerie nota von einigen derartigen Manifestationen, von der Maschine von Tinguely, die sich selbst zerstörte, von jener Ausstellung Yve Kleins in Paris, die aus einer leeren, ganz blau ausgemalten Galerie bestand, von Arman, der eine Galerie bis unter die Decke mit Abfall füllte, so daß der Zugang zur Ausstellung nicht möglich war, und von seinem eigenen Saharaprojekt, bei dem es sich um die Errichtung eines jardin artificiel unter Mitwirkung von Tinguely, Piene, Klein, Fontana in einer unberührten und als Raum mit dem Auge nicht erfaßbaren Landschaft handelt. Boris Teichmann



Die neueröffnete Frankfurter Galerie „dato" wird im Juni Bilder von Heinz Mack ausstellen.

Heinz Mack
Lichtrelief 1958

KÜNSTLERBUND IN BADEN BADEN

Ausstellungen des Deutschen Künstlerbundes können gewiß den Anspruch erheben, repräsentativ für die zeitgenössische deutsche Kunst zu sein, man braucht nur das Verzeichnis der beteiligten Künstler durchzusehen. Andererseits erweckt vieles von dem, was in diesen Ausstellungen wie zur Zeit in der staatlichen Kunsthalle Baden Baden gezeigt wird, den Eindruck einer akademischen und leukämischen abstrakten Repräsentationsmalerei, was zum Teil nicht an den Bildern liegt sondern an ihrer falschen Präsentation. Das Erregende neuer Wege, Strömungen und Tendenzen, Leben überhaupt, wird hier, wo alles auf Querschnitt gehobelt wird, nicht deutlich. Alles ist ausgewogen, von jedem zeigt man etwas, jeder soll das Recht haben, etwas zu zeigen, man gibt sich unabhängig von jeder Richtung und Tendenz – und damit von jeder künstlerischen Idee; Fazit: man zeigt nichts. In einem kurzen Bericht aufzuzählen, was in der Baden Badener Ausstellung alles zu sehen ist, scheint wenig sinnvoll, sinnvoller, auf das Symptomatische der Ausstellung als Manifestation einer Haltung hinzuweisen.

Dr. Mahlow, Hausherr in der staatlichen Kunsthalle Baden Baden, schreibt im Katalogvorwort, daß die Ausstellung eine Kunst zeigt, „die zwar keine Richtung hat, aber um so mehr Gesicht". Wohl, ein Gesicht, aber eine Totenmaske. Ein Museumsdirektor sollte wissen, daß Kunst immer eine Richtung hat und es sich andernfalls, bei einer sterilen Bilderproduktion für das schöne Heim, um Kunsthandwerk handelt. Es wird nachgerade zu einer fixen Idee, von allem und von jeder Richtung Unabhängigkeit und Freiheit bewahren zu wollen. Der Gedanke der Freiheit ist in der Kunstpolitik und weit darüber hinaus in der Bundesrepublik pervertiert, da er zum Signum konservativer Sterilität geworden ist, anstatt für Möglichkeit und Offenheit für Neues zu stehen. Man sollte nicht länger eine Freiheit rühmen, die im Grunde keinen Pfifferling wert ist, da sie daran hindert, überhaupt etwas zu unternehmen und sich etwas einfallen zu lassen. Es genügt nicht, von etwas frei zu sein, man muß auch für etwas frei sein. Unabhängigkeit zeigt sich nicht in Richtungslosigkeit und Untätigkeit.

In einer Ausstellung wie der des Künstlerbundes, in der ca. 120 Künstler mit je ein bis drei Arbeiten vertreten sind, werden Bilder konfrontiert; Richtungen, Ideen, für die Bilder ja Ausdruck sind, der Versuch in einem Teil der zeitgenössischen Malerei, den Menschen ganz zu erfassen, ihn auch physisch zu erfassen, um neue psychische Situationen zu schaffen, lassen sich da nicht erkennen. Es wird übersehen, daß die Kunst sich heute anders manifestiert als in gekonnten „Meisterbildern" und daß es deswegen auch falsch ist, sie als Meisterbilder hinzuhängen. Anstatt in der meisterhaften Einzelleistung zeigt sie sich mehr in der Konsequenz einer künstlerischen Tendenz, und diese zu präsentieren, gilt es, wenn man Kunst meint und nicht eine Messe für Heimschmuck. B. T.

VIEIRA DA SILVA IN MANNHEIM KUNSTHALLE

Die 1908 in Lissabon geborene Maria Elena Vieira da Silva erfährt in diesem Monat (nach Ausstellungen in Hannover und Bremen, 1958) die dritte große Präsentation ihres Werkes in Deutschland durch die Kunsthalle Mannheim. Die Ausstellung ist insofern Sensation, als sie die jüngsten Arbeiten der Malerin enthält, die entscheidend ihren persönlichen, fast schon zur Kennmarke gewordenen Stil der labyrinthischen Irrgärten, der gesplitterten Perspektivschluchten durch einen neuerlichen Hang zu mildem, wolkigen Impressionismus erweitern. Vieira da Silva hatte um 1937, unter den späten Einflüssen von Futurismus und Kubismus, sehr schnell ihre unverwechselbare Handschrift gefunden. Die splitternden, scharfkantig-prismatischen Strukturen ihrer Frühwerke ordneten sich bald zu einer Bildkonzeption perspektivisch wirkender Linienbündelungen, verwirrender Netzsysteme und Raumgefüge, die offensichtlich etwas vom Dickicht der Städte an sich hatten. Darin war Verlassenheit, lauernde Gefahr von allen Seiten, eisig tödliche Luft. Zu Matta, dem Chilenen, zu dessen imaginären Räumen voller maschinellem Terror, gehen in dieser Hinsicht Linien geistiger Verwandtschaft.

Seit einem Jahr aber ist das Werk der heute in Paris lebenden Malerin „romantischer" geworden und beruhigter. Ihre transparenten, gläsernen Traumstädte, ihre kantigen, echotiefen Raumfluchten werden nun von freundlicher Natur überwuchert, milde eingeschneit und überflutet von Wärme. Der harte Graphismus ihrer vielfach verstrebten perspektivischen Abgründe wird abgebaut zu schmelzenden Impressionismen; die Farbe gewinnt Materialität zurück, die Bilder demonstrieren ihre Oberfläche, nicht ihre Tiefe wie vordem und gewinnen insgesamt an Sinnlichkeit. Natur und Jahreszeiten, Nacht und Vollmond werden als Vorwürfe neu entdeckt und als Parabeln in überraschend lockere, fast japanisch duftige Bilder eingebracht. Mit Geringem kommt die Künstlerin nun aus. Monets Seerosen-Bilder, höchster Impressionismus und diesen überwindend durch beschwingte Befreiung der Farbe von ihrem Gegenstand, haben jenes Schneegestöber der farbigen Valeurs vorweggenommen, das Vieira da Silvas jüngste Arbeiten kennzeichnet. hr

Besuch bei Jean Tardieu

PAUL PÖRTNER

Paris Treizième – ein Viertel, das Konvente, Krankenhäuser und ein Gefängnis umfaßt. Von hohen Mauern umgebene Bastionen des Unheils: das „Centre psychiatrique St-Anne" und das Gefängnis „La Santé". In der Kastanienallee des Boulevard Arago, hinter der Straßenfront, liegt das Haus des Dichters in einem Garten, von Hecken und Bäumen umgeben, an einen Tennisplatz und die efeubewachsene Mauer einer Fabrik angrenzend. Ein sogenannter „Pavillon", wie es in Paris viele gibt, versteckt hinter den Mietshäusern. Die Lage dieser Wohnung scheint fast eine Ortsangabe des „dichterischen Wohnens" überhaupt zu enthalten: zwischen Krankheit, Wahnsinn und Verbrechen – im Angesicht der Schrecken und Ängste der Abseitigen, Ausgeschiedenen eines Gesellschaftsspiels, zwischen Arbeit und Sport, Freizeit und Fron – die kleine Enklave des Augenzeugen, des Wahrers und Sprechers, des Spielers und Wandlers.

Das kleine Haus in einem Garten mit blühenden Rosen ist wohl als Atelierhaus gebaut – ein geräumiges und zugleich winkliges, lichtes und labyrinthisches Haus mit einem großen Oberlicht, achtzehn Türen und vier Fenstern. In der großen Halle – in der man fast „Kammertheater" spielen könnte – dominieren ein Pleyel-Flügel, eine Louis-XV-Garnitur, eine geschwungene Treppe, die zu einer Estrade führt, und Bilder – aus der „alten Schule" die Landschaft eines Zeitgenossen von Claude Lorrain, aus der neuen Schule ein Bazaine.

Das Gespräch des ersten Abends kreist um die deutsche Literatur der Klassik und Romantik. Tardieus Übertragungen der „Iphigenie" und „Pandora", die in der „Edition de la Pléiade" erschienen, sind ein wichtiger Beitrag zur französischen Goethe-Ausgabe. Noch unveröffentlichte Übertragungen von Gedichten Goethes setzen diese Begegnung fort. Wir lesen die „Marienbader Elegie" in Französisch und in Deutsch. Die in Rhythmus und Reim treffenden und treuen, zugleich klingenden und schwingenden Strophen der Nachdichtung aktualisieren dieses Gedicht für mich, das durch die Transposition in einer anderen Sprache verfremdet und zugleich verklärt erscheint. Meines Wissens sind diese Gedichtübertragungen Tardieus die ersten vollendeten Nachdichtungen Goethescher Verse seit Nerval und deshalb besonders wichtig für die Goethekenntnis in Frankreich. Ein anderer wesentlicher Versuch der Aneignung gilt Hölderlin, dem Tardieu von allen Dichtern die größte Bewunderung zollt. „Der Archipelagos" wurde von ihm schon 1935 zu übertragen begonnen. Ein ausführlicher Kommentar berichtet über die Schwierigkeiten und die streckenweise Unmöglichkeit einer dichterischen Entsprechung. Dennoch stellt dieses Übertragungsfragment einen der wichtigsten Vorstöße aus dem Geist einer anderen Sprache dar, den gewaltigen Vorläufer einzuholen.

Das eigene Werk Tardieus – das inzwischen über zweiundzwanzig Buchveröffentlichungen zählt – fügt sich bruchlos in den Rahmen einer Tradition, die auch seinen Lebensraum bestimmt. Es ist also keineswegs antitraditionell, wie es bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen mag. Der Bogen der Bezüge spannt sich sehr weit: von Molière bis zum Kammertheater Tardieus bleibt der Geist der Komödie lebendig, von den „Rondeaux" des Charles d'Orléans (1394 bis 1465) – die Tardieu 1947 herausgab und würdigte – zu seinen eigenen Gedichten vererbte sich das „Wappen". Tardieus Bibliothek ist reich an „alten Meistern" aller Sprachen, vor allem der deutschen. Seine kennerhafte Liebhaberbeziehung zu alten Möbeln und alten Häusern steht in keinem Gegensatz zu seinem ganz und gar heutigen Dasein. Das wurde mir bestätigt bei einem Besuch in seiner kleinen Residenz als Radiodirektor, der den „Club d'Essai" (heute das IV. Programm „Haute Fidélité") und das „Centre d'Etudes de Radio-Télévision" des französischen Rundfunks leitet. Die „Cahiers d'Etudes de Radio-Télévision" dokumentieren seine Aktivität für eine Beteiligung von Dichtern und Denkern an diesen Entwicklungen modernster Ausdrucksmittel, die sich besonders auch den musikalischen Experimenten (Elektronik, Musique Concrète) aufgeschlossen zeigte. Auch dieser Sitz der „Avantgarde" in der Rue de l'Université, ein schönes, altes Bürgerpalais, hatte die besondere Atmosphäre der Zurückgezogenheit, des Eingelassenseins in eine unzerstörte Tradition.

Ein Dichter ist heute als „bloßer Dichter" kaum lebensfähig – ich meine nicht die Bestseller-Schreiber. Eingespannt in die gesellschaftlichen Bezüge muß er Aufgaben übernehmen, wie sie ihm zukommen, Aufgaben jenseits des Werkes, für das nur die Freizeit übrigbleibt. Der arbeitsreiche Tag Tardieus mündet in Abende mit seiner Frau, Marie-Laure, die als Forscherin tätig ist und eine leitende Stellung im „Musée de l'Histoire Naturelle" bekleidet. Abende, die sich um gesellige Diners gruppieren, oder Abende in der Stille des Hauses am Boulevard Arago.

Die Wochenende verbringt die Familie Tardieu meist in einer Ferme in Villiers-sur-Gréz, am Rande des Forstes von Fontainebleau, im weißen Sand der Ile de France. Hier vertieft sich die Stille in einem fast weltabgeschieden anmutenden Geviert von Hof, Garten, Haus und Halle, die zugleich Atelier und Salon ist und eine auffällige Ähnlichkeit mit der Pariser Wohnung aufweist. Sie könnte ebenso zu einem Maler wie zu einem Musiker passen. Hier in Villiers wird mir die Herkunft deutlich. Tardieu stammt aus einer Maler- und Musikerfamilie. Seine innigen Beziehungen zu Malerei und Musik entfalten sich auch in seiner Poesie, in einem Schreiben über malerische und musikalische Themen, das nicht in einem Beschreiben steckenbleibt, im Geist der Abstraktion mit den autonomeren Künsten wetteifert, eine Verschmelzung der Ausdrucksformen von Lyrik, Prosa, Essay, Kritik und Apologie zugunsten eines reineren, umfassenderen, genaueren Sagens. Das Neue dieses poetischen Genres besteht in Einbeziehen der Gemeinsamkeit der Künste, der sprachlichen Offenbarung einer Mitte, die reine Vermittlung ist – oder (mit Rilke zu sprechen) „reiner Bezug". Tardieus „Gestalten" („Figures") sind Denkgedichte in Prosa, sprachliche Entsprechungen zu Bildern und Musikwerken, die nicht Gegenstand der Darstellung, sondern Themata sind. Dasselbe (nicht dasgleiche) tut sich in der sprachlichen Gestaltung kund, die weder interpretiert noch Thesen aufstellt, sondern konkretes Gebilde der Poesie ist. Das scheint mir ein wichtiger und unvergleichlicher Grundzug des Werkes von Jean Tardieu zu sein, Übertragungen zu schaffen, die nicht zu sekundären, nachschaffenden Formen gehören, sondern Äquivalente bilden: Farbwerte werden zu Wortwerten, Klangwerte zu Bedeutungen, Beziehungen zu Rhythmen. Das Gemeinsame der verschiedenen Sprachen ist nur eine Abart der Gemeinsamkeit der künstlerischen Ausdrucksweisen, einer „Ursprache" der Poesie, aus der jede Konkretion schöpft. Dies etwa – zusammengefaßt – war das Gesprächsthema des Wochenendbesuches in Villiers, wo Tardieus Vater, der Maler Victor Tardieu (1870–1937) sein Atelier einrichtete, nachdem er sechzehn Jahre in Indochina gelebt hatte. Seine schönsten Bilder vollenden die impressionistische Manier zu einer Verselbständigung der Farbe, Entgrenzung der Umrisse. Spätlingsstimmung der „Belle Epoque", Frauen in Parks (ein immer wiederkehrendes „Motiv"), ganz aufgelöst in die Lichtsensation von Grün mit vielfarbenen Schatten, in weiße Mousseline gehüllte Gestalten als Lichtung, überraschende Akzente aus Rot (Hüte oder Sonnenschirme).

Tardieus Mutter stammt aus der italienischen Musikerfamilie Luigini. Ihr Harfenspiel begleitete das Erwachen der schöpferischen Phantasie des Knaben Jean, der mit sieben Jahren die ersten Gedichte schrieb, als Zwölfjähriger zum erstenmal davon träumte, ein „Orchesterwerk in Worten" zu komponieren (später als Siebzehnjähriger seinen ersten literarischen Beitrag gedruckt sah. Aber trotz der Jugendlichkeit seines Werkes ist das „Jugendwerk" von geringem Umfang; weniges wurde in das eigentliche Werk aufgenommen, das mit „Accents" (1939) beginnt.

In dem Zimmer, in dem ich übernachte, steht eine Harfe, ein Instrument, das schon von seiner Gestalt her bezaubert: in ihm sind Säule und Woge vereinigt, mit einer Diagonalen als Bindung. Daneben ein anderes altes Instrument: die Laute, die den Sänger begleitet. Ein Zimmer aus hellem Zitronenbaumholz im Stil Charles X. In einem breit ausladenden Bett, das wie eine Droschke anmutet, lese ich bis tief in die Nacht hinein in den Büchern Tardieus. Die ersten Verse sind luzide und streng, feinziseliert, der Poetik Paul Valérys nahestehend. Tardieu begann als Dichter der Weltangst, des tragischen Scheiterns („Jours pétrifiés", „Les Dieux étouffés"). In der Widerstandsbewegung schrieb er unter dem Pseudonym Daniel Trévoux in den „Lettres Françaises Clandestines" und Eluards „Revue Eternelle" bewegende Verse, zum Beispiel das bekannte „Oradour". Das erste „Theaterstück in Versen" entstand 1945 anläßlich der Nachricht vom Atombombenabwurf auf Hiroshima: „Tonnerre sans Orage ou Les Dieux inutiles". Erst in den folgenden Jahren gewann die heitere Variante des Werkes einen gewissen Vorrang. „Monsieur Monsieur" – eine graziöse, phantastische Gestalt verkörpert sich in Wort- und Sinnspielen, Redewendungen und Dialogen, Kinderversen und -scherzen. Diese Gestalt – zart umrissen wie eine Klee-Zeichnung – kehrt später immer wieder, zum Beispiel als „Client" im „Schalter" und im „Schlüsselloch". Der Geist der Parodie, die mehr als „geistreich" und mehr als bloße Karikatur ist – auch hier fällt mir als Vergleich nur die zeichnerische „Parodie" Paul Klees ein –, diese über Farce und Witz hinausgehende poetische Enthüllung setzt sich fort in den Schriften des „Professors Froeppel", eines skurrilen Unikums und bizarren Genies. Der Titel seiner „Schriften": „Un mot pour un autre" bezeichnet zugleich die universale Verwechslungskomödie, die „ein Wort für das andere" nimmt und die „Worte in Freiheit" setzt. Die im Wort selbst sich demaskierenden Masken grimassieren in lustigen Wortdeformationen, die seit Jarry zu den legitimen Mitteln der Poetik zählen. Im deutschen Sprachbereich gibt es nur wenige Ansätze zu dieser dichtesten Art von Humor – bei Kurt Schwitters und Hans Arp.

Bei der Übersetzung dieser innerhalb des Wortes geschehenden Umformungen macht sich der größere Gehalt der französischen Sprache an Synonymen bemerkbar. Nur im erweiterten Umkreis einer freien Übersetzung lassen sich Äquivalente finden. Die Zusammenarbeit mit dem Dichter, der die deutsche Sprache bewundert, wird zu einer Wünschelrutensuche nach „humorigen" Spuren im benachbarten Terrain. Wir lachen oft Tränen über die Wurzelknollengesichter der Worte, die sich auf dieser Fährte finden. Verrückte Versteinerungen, Kristallbrüche, Erzadern – Materialien für die „Alchimie" du Verbe".

Oft findet Tardieu gewisse deutsche Worte viel treffender für das, was er sagen wollte. Er beneidet die deutsche Sprache um ihre kraftvollen Wendungen, um ihren Schattierungsreichtum, ihren Gehalt an denkenden Worten, wie ich die französische Sprache beneide um ihre Helligkeitswerte, ihre definitiveren Umrisse, ihre syntaktische Macht. Der Leichtsinn in der Schwermut, die Subtilität der Ironie wie der Trauer, das Ätherische des Verschwiegenen „stillen Einverständnisses" – all das, was Tardieus Dichtung wesentlich mitbestimmt – neigt sich im Deutschen zu sehr in die Tiefe. Die „ambiguité", das helle Zwielicht des Sowohl-als-Auch scheidet sich im Deutschen allzuoft in die Zwietracht des Entweder-Oder. Unter der „Oberfläche" der Rationalen tun sich die aufgeweichten Gründe der Gefühligkeit auf, zwischen dem Seichten und der Tiefgründigkeit gibt es keine echte Vermittlung, wie sie im Französischen schon in der Sprache selbst angelegt ist. Das Vielsinnige, Lichte, Schwerelose, das den Zauber von Tardieus Poesie ausmacht, ist ebenso weit entfernt vom bloßen Unsinn wie von Allegorien, von symbolistischen wie von ethymologischen Raunereien. Die Schwierigkeit des Übersetzens kann nur im Ausgleich behoben werden. Tardieu schätzt die Anpassungsfähigkeit der deutschen Sprache hoch ein, die Aufgeschlossenheit für das Fremde, die Verwandlungsmöglichkeit der Worte, die Irregularität, die ein freieres Schalten und Walten, Aneinander- und Ineinandersetzen der Worte erlaubt. Die französische Sprache läßt in ihrer strengen Regelmäßigkeit von sich aus weniger Spielraum, reagiert spröde auf Eigenmächtigkeiten, die zum Ausdruck der heutigen alogischen irregulären Verhältnisse gehören.

Im wechselseitigen Austausch poetischer Übertragungen lernt eine Sprache von der anderen, wie ein Dichter vom anderen lernt – unwissentlich und ohne Belehrung. Eine der schönsten Erfahrungen war die Zusammenarbeit mit Jean Tardieu, die in einem gegenseitigen Übersetzen gipfelt.

Aus einem Besuch wurden mehrere Besuche in verschiedenen Lebensräumen, die sich in verschiedene Wohnungen auftun. Eine wesentliche Beziehung des Dichters zum Räumlichen ist offensichtlich, sie durchstimmt nicht nur sein Werk (zum Beispiel „Der Raum und die Flöte", Zürich 1959), entfaltet sich nicht nur in der bewegten Verräumlichung seines „Kammertheaters", sie bestimmt auch sein Wohnen in Räumen, die seinen Geist atmen in „lichten Massen". (Im „Crapouillot" steht unter seinen Hobbies vermerkt: Architecte du dimanche.)

Als drittes Haus ist das Landhaus in Gassin (Var) zu nennen. Es liegt in einem Weinfeld, den Wald mit Korkeichen, Pinien und Olivenbäumen im Rücken, die farbige Weite der Provence vor Augen. Ein Haus auf einer Höhe des Massiv des Maures, dessen hügelige Ketten fast durchsichtig den Horizont linieren. Bei Mistral steigt von drei Seiten das Meer in den Blick, in der Ferne sieht man die Iles d'Hyères. Auch dieses Haus bedeutet eine Position des Dichtens. Hier auf dem Boden der Provence ragt das Uralte ins Heutige mit jener lebendigen „Würde und Anmut" des Schlichten, Gewachsenen, Freudigen. Keine Zivilisationsbrüche, keine unverträglichen Kontraste, alles gestimmt ins Lichte, Lebensfrohe.

Wenn ich an Besuche bei Jean Tardieu denke, tut sich ein poetisches Universum aus Worten und Gesten, Farben und Klängen, Gesprächen und Gebilden auf: Räume, die atmen; Licht, das singt; Lächeln, das den Dingen Glanz gibt. Dies vor allem: das Lächeln, das die Zerbrechlichkeit aufhebt, in Zerstreutheiten sprüht, in mimischen Improvisationen zu schallendem Gelächter schwillt, in lustigen Einfällen Purzelbäume schlägt, eine strahlende Sonntagslaune verbreitet, kindlich und närrisch, phantastisch und frei. Lächeln aus Trauer gekeltert, Lächeln aus Angst gereift, Lächeln, das den Schrecken überwand, Lächeln, das sich selbst aufhebt, Lächeln.

(Paul Pörtner übersetzte die Stücke Jean Tardieus, die unter dem Titel „Kammertheater" 1960 im Luchterhand Verlag erschienen sind.)

Foto: Brassaï

HUBERT GERSCH ● ZWEI GEDICHTE

als schabernack

Nun stimmt und trimmt die cornemuse
Das hackbrett fiedelzeug und trallalla
Fürs stelldichein
beim offnen grab

Jetzt singt und springt im häschenhüpf
Mit hopsahopsa in die grube rein
Als schabernack
beim totentanz

volkslied

Mein bettgenoss' das ist ein schuft
Der mörder meiner kinderlein
Der mir den weißen arm verdreht
Und hals und kopf ich weiß nicht wie

Am liebsten frißt er menschenfleisch
Aus meinem schoß um mitternacht
Wenn vater mutter beide ruhn
Benagt der kerl mir das gebein

Und bricht den fensterladen auf
Mit macht und meinen süßen leib

HERMANN PIWITT

Kleine Unstimmigkeiten im Münsterländischen

Jetzt wo wir hier liegen, mein Kopf und ich, und wir wissen nicht wie lange und wie lange noch, es wird langsam kühl hier, das Gehen im Liegen: rührt das Blut nicht mehr auf. Befehle des Gehirns versickern wie Schallwellen in den Gelenken. Gib verloren das, lieber Kopf, Du hast lange gelegen hier. Zeitstrecken lassen sich an Uhren ablesen. Größere an Kalendern. Für alles ist gesorgt. Unzuverlässig ist der Mond. Auf und Untergänge zu Allerheiligen. Jetzt: So unterm Pulsschlag der Schläfen, der zu den Beinen hin verebbt möchte noch gern aber verebbt, ergibt sich die Not zu Boden zu gehen. Noch das Pochen hören, ein Schläfenheißes, während das Blut schon dick wird. Kahle weiße Stellen von Haut geraten außer Kontrolle. Vielleicht an den Füßen. Färben sich blau. O Engelsruhe. Wohliges Fieberfrösteln: erobert die Poren wie ein Lauffeuer. Ein Verteilernetz stellt die Härchen auf. Jetzt wo du hier liegst: Komm her, lieber Kopf, zwischen die Hände und denke nach:

Ich habe nie herausbekommen, was sie von mir wollten, Sie. Oder nicht wollten. Marianne. Die Eltern. Marianne meine Schwester. Ihre Eltern, die auch die meinen sind. Seltsame Gespenster, die die Geistesabwesenheit gehäuteter Heiliger für schlecht verhohlenes Interesse hielten. Interesse an ihnen. An ihren Seelenhimmeln. An ihrem blöden bißchen Leid und Glück, womit sie Auserwählten wie Gustav das Leben sauer machten.

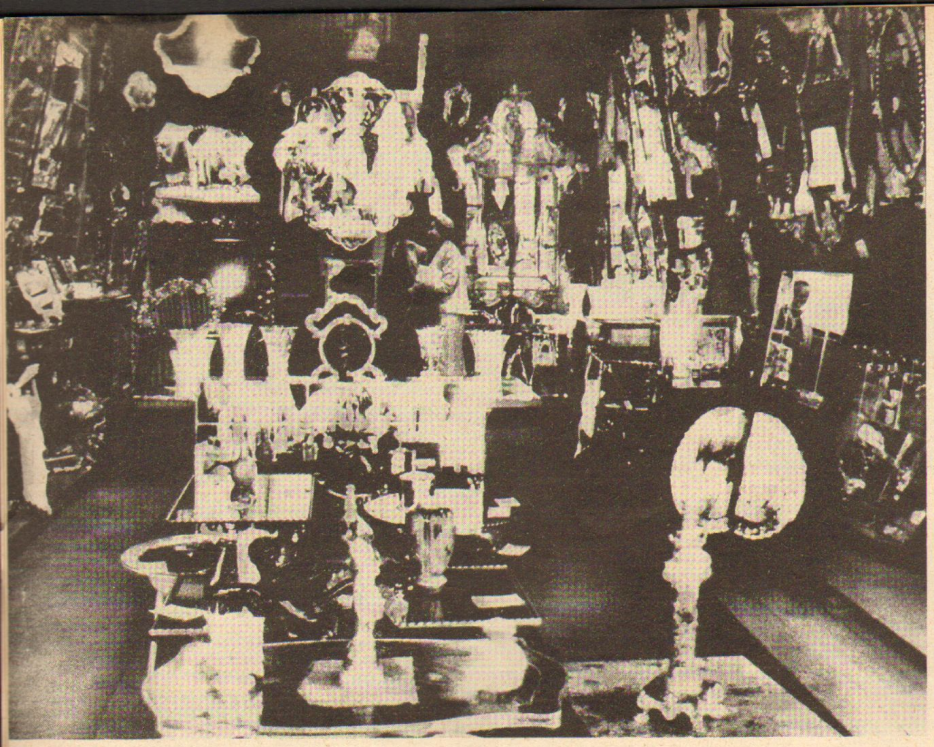
Marianne, die Eltern Onkel Rasha Max, da sind sie der ganze Gespensterzug. Also gut, aufmarschieren lassen will ich ihn, wie sie die Augen rollen und mit ihren Händen sprechen locken, mit der Nase kosen und mit den Zähnen streicheln und wüten und mit der Stimme betteln und verstoßen, und: Gustav! Gustav! schreien und die ganze possierliche Apparatur dazu, womit sie mir ihr Leben weismachen wollen.

Ich hätte mich nie mit ihnen einlassen sollen. Und habe ich es denn. Ihre Nähe habe ich gesucht um in Ruhe allein sein zu können. Aber mit der ersten Aufmerksamkeit die man ihnen vergilt hat man sie auf dem Halse. Und nun beginnt das Martyrium. Nachgeben mußte man, nachgeben und sich unterwerfen: „Ja, das ist wahr, sehr richtig", das mußte man ihnen sagen und sie mit Sympathie anschauen mit Zärtlichkeit sonst würde ein Riß entstehen, ein Zerwürfnis und etwas Unerwartetes Heftiges würde sich ereignen etwas das sich noch nie gezeigt hatte und schrecklich wäre, und nie mehr würde Ruhe sein. Ruhe.

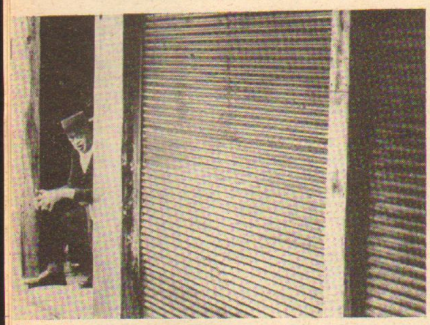
Ein fester Händedruck, das hatte ich bald heraus, der galt etwas bei diesen guten Leuten, und so ließ ich ihn durchblitzen den alten Friesengeist der ihnen um Bärtchen und Grübchen strich, ein gerader Blick, soweit die Augen, zwei schwarze Halbmonde in den Nasenwinkeln, das zuließen, scheffelte schweigende Billigung aller darauffolgenden Untaten, ein Frösteln auf der Haut ließ sich durch geschicktes Lockern der Schultern unterm Hemd herstellen, sobald von Dingen des Gefühls, von Gott und so die Rede war, und: Wie sensibel Gustav ist! schrien sie, wenn er errötet, wenn er mit einigen sicheren Handgriffen das Blut aus den Füßen zieht und errötet. Und sie ließen ihn, sie respektierten seinen Wunsch nach Schlaf zu jeder Tageszeit, und er stieg in seine Kammer hinauf, nach jeder kurzen Mittagsvisite wieder hinauf in seine Kammer und kroch ins Bett und hörte seinem Herzen zu.
Mein Herz. Früher wollte ich einmal Fußballer werden und später Musiker, auch Künstler wäre ich gerne geworden, aber dann erfuhr ich, daß Künstler schlechte Manieren haben und Läuse, und schmutzige Fingernägel bei denen vererben sich, da aber sage ich nur: Herr verschone mich, und alles was Hände hat zum Segnen! — Und dann entdeckte ich mein Herz. Damals entdeckte ich mein Herz und seitdem habe ich kein süßeres Spielzeug mehr gehabt. Was für eine feine Sache war das, mein Herz. Stundenlang konnte ich ihm zuhören und mit ihm spielen. Es schlug Tag und Nacht wie eine Uhr, aber beständiger und nicht so eigensinnig: Stillstehen lassen konnte man es oder losrasen lassen, aber nie hörte es zu schlagen auf und selbst nachts wenn ich plötzlich aufwachte, und dachte, ich hätte es überlistet, siehst du, es ist eingeschlafen, dachte ich, du hast es überlistet. — dann hörte ich hin und es schlug. Schlug und schlug wie sonst; als sei es nie geboren und schlüge von Ewigkeit an.

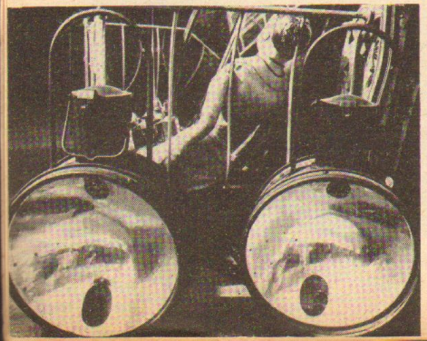
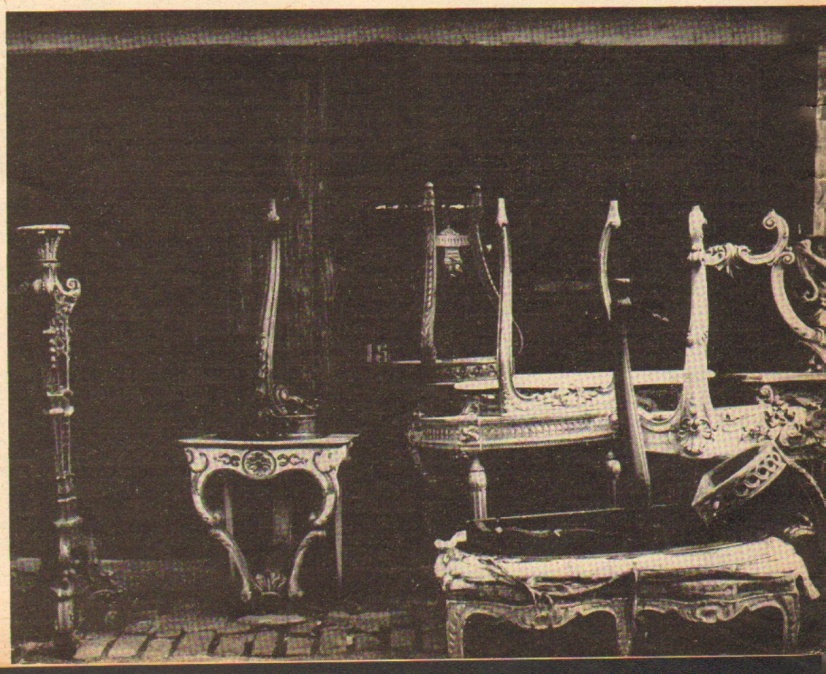
Aber dann kam etwas.
Herz, liebes Herz, denk mal nach was dann kam.
Marianne kam an einem Nachmittag ins Zimmer und es war nicht das erstemal daß sie es heimlich tat, gewöhnlich stellte ich mich schlafend und sie ging wieder, wenn sie mich, soviel sah ich zwischen den Liderschlitzen, eine Weile vergeblich zu wecken versucht hatte. Doch diesmal hatte ich die Augen auf und die Hand auf dem Herz geballt und die Bettdecke drückte einen Buckel darüber.
Was machst du da, fragte Marianne.
Ich sagte, ich habe ein Geheimnis.
— Was für eins, fragte Marianne. Und ich:
— das sag ich nicht.
Und sie: Wenn du es nicht sagst, dann . . .
Da sagte ich: Fühl mal! und sie schob die Hand unter die Decke, ließ die kalten Finger über die Rippchen spazieren, und: Da? fragte sie, Nein, noch weiter! und: Hier? Nein! und ich führte ihre Hand bis sie auf das Herz zu liegen kam und da einschlief.
— Meins schlägt schöner, flüstert sie und zieht die Hand weg.
— Meins ist das Schönste, schreie ich, es ist das Herz eines Heiligen. Da zieht sie das Hemd aus und das was sie nicht drunter hatte obwohl sie es schon hätte drunter haben müssen und stemmt sich auf die Vorderläufe und fällt vornüber und drückt ihr Herz auf meins wie einen Kuß und hinterlistig, wie ihr böses ist, schlägt es schneller und schnell und schlägt in die Pausen hinein die mein gutes Herz sich leistet, bis es aus dem Tritt kommt und will aufholen, und so immer rascher immer rascher treibt sie es an und läßt ihren kleinen Teufel auf der Brust springen. Ich schrie und flehte, dies sei das Herz eines Heiligen und da gäbe es nichts zu holen für sowas. Doch sie angelt nur nach meiner Hand, kriegt sie zu fassen und schiebt sie dahin wo die beiden eingesperrten Teufel tanzten und knautscht sie zusammen auf ihrer Haut, wo es weich war. Und beginnt sie zu legen und zu rücken und zu verlegen und umzugruppieren wie ein Admiral seine Schiffe auf der Seekarte überall dahin, wo es brannte. Hinauf hinab den Sandkasten, den ganzen süßen Kinderspielplatz, der ihr da unmerklich und unaufhaltsam, ein Trauma, heranwuchs.
Ich hätte mich nie mit ihnen einlassen sollen. Aber unempfänglich für große Freude wie für großen Schmerz war ich doch ängstlich und gelehrig zugleich und tauchte an der Sache selbst uninteressiert meine Linke in alles was irgendwie nachgab. Und vielleicht brauchte sie sie wirklich nötiger als ich, die Linke, die geschickter war in Liebkosungen Körper- an Körperdumpfen, oder womit sie sich sonst das Leben schöner machen zu können glaubte. Und warum sollte ich sie ihr am Ende nicht lassen, hatte ich doch noch die Rechte frei, manchmal wenn sie nicht hinsah oder eingeschlafen war, um auf mein Herz zu hören, oder — denn auch das macht endlich müde, — einen der fünf Finger in eine der sieben Körperöffnungen zu stecken, O einsame Rituale, während vornean die Linke ihrer Barmherzigkeit zu willen ist.
Arme Marianne. Wie schnell war das Spiel der Nerven und Muskeln ausgespielt.
Monate später war Marianne weg und auch im Hause blieb es still, Onkel Rasha kam nicht wie gewöhnlich gegen mittag in die Kammer hoch um mich zu wecken, und mir aus seinen neuesten Aphorismen vorzulesen, oder was so einem Schlawiner sonst einfallen mag über Nacht, an einem Werk über den Einfluß des menschlichen Blutes auf den Charakter arbeitete er und Gustav gab gutmütig und uninteressiert manchen Tropfen aus der Kuppe des Mittelfingers, um ihn sich vom Leibe zu halten.
Später kam ein Brief von ihr, zu einer Tante gegen Überwasser hin hatte man sie gebracht und: sie wolle mich sehen. Ich schrieb zurück, daß ich sie notfalls mit Gewalt befreien würde, wenn man sie nicht freiwillig zurückschickte. Ich dachte: Wie klug bin ich! Nun bin ich sie los. So einem Großmaul wird selbst sie nicht glauben. Aber Onkel Rasha las den Brief und sagte: Sei vorsichtig, Frauen glauben nur tapferen Männern. Da lief ich noch dieselbe Nacht zum Postkasten und steckte mein Stöckchen, mit Vogelleim überzogen, durch den Briefschlitz und die Briefe sprangen daran wie Ameisen an einen Honigstab, bis ich auch meinen darunter wiederfand. Und: Weg damit ins Klo!

Aber Marianne ließ nicht locker, da und da und dann und dann wollten wir uns treffen, schrieb sie wieder und sie bezeichnete die Stelle, ein Café ganz in der Nähe, das wir beide kannten.
In dem Café saßen gewöhnlich Künstler mit Bärtchen und ängstlichen Gesichtern und viele schöne Mädchen, die die Kunst liebten und die Maler mit ihren Pinseln. Meine Mutter sagte oft: Geh da nicht hin, das sind Verrückte mit Krankheiten und solche die zwischen einem Mann und einer Frau keinen Unterschied machen. Dummheiten lernst du da. Ich hatte Angst vor Krankheiten aber ich hörte nicht auf sie und saß nur stundenlang da und sah den Mädchen zu, wie sie schön waren. Sie waren morgens mittags und abends schön und abends waren sie am schönsten. Nur in der Frühe sagte Max, wenn sie abgeschleckt und müde aufwachen, und Puder und Schminke sind weg und pappen und kleben den Künstlern an ihrer Seite um die Bärtchen und die sensiblen Äuglein, dann, sagte Max, hätten sie ganz kleine blasse Schrumpfköpfchen, wie achtlos zusammengerollte Lebkuchen, die man einen Weihnachten später zwischen dem Christbaumschmuck wiederfindet, sagte Max. Aber ich glaubte ihm nicht. — Auch Marianne war schön, ob sie die Kunst liebte, wußte ich nicht, wenn sie mir nur keine Krankheiten brachte, so war ich zufrieden. Aber auch ob sie schön war, konnte ich mit Gewißheit nicht sagen, das ist relativ, Max liebte eine Weile nur plattfüßige Philosophinnen mit bleicher Haut und Schlapphohren und linkischen Gliederbewegungen, Baldus sanfte Schielerinnen, er nahm ihnen nicht die Unschuld, er nahm ihnen die Brille, das war ihm höchster Genuß der Entblößung. Marianne aber begannen die Männer nachzublicken, und soviel wußte ich, daß kein Mensch sich nach einem andern umsah, wenn der nicht schön war, es sei denn, ein Gespenst käme daher, ein Uhu in breitgelatschten Stiefletten, die Hose unter den Hacken weggetreten und weggefingert vorne, den Kragen wie eine Wurstpelle um den Hals geknüllt und um den Leib geschlungen dreimal das Mäntelchen, ein Riemen zurrt's zusammen wie deins, Gustav, ein Schreckgebild der rechten Art.
Also nun. An jenem Morgen als wir uns trafen, stand ich früh auf und wusch mich wie nie, noch bevor Onkel Rasha sich mausig machte, an der Tür kratzte und wie ein kleiner Junge nervös die Knie rieb, weil er fürchtete, die Lebensregeln die goldenen Worte aus dem Gedächtnis zu verlieren, die ihn über Nacht wie je erleuchtet hatten. Ah, hätte ich doch auf ihn gehört in diesem Augenblick, der allem abzuraten schien, woran ich das Schicksal gewöhnt hatte, daß es mich damit schlug. Marianne saß an einem Ecktisch in dem trübe erleuchteten Raum und weinte. Ich gab ihr ein Taschentuch, das schmutzige, daß ich nicht mehr benutzte, nicht das saubere, denn ich mag solche Intimitäten nicht, Krankheiten werden leicht übertragen, und da!: eine Seuche bricht aus, noch dazu hier, unter den Künstlern die immer zusammen- und aufeinander hockten, und, das wußte ich, hatte doch so eine Seuche, die harmlosere Schwester einer in Europa ausgestorbenen, einst fast das ganze Café hinweggerafft, darunter auch Baldus, Eleonore die Bilderdiebin, den Funktionalisten auch und den „Prinzen von Hohenzollern", den Schwulen. Darüber schweig ich.
Marianne rührte in ihrem Kaffee und weinte. Hör zu, sagte ich zu ihr:
— Ich will dieses Kind nicht sehen. Und wenn es zehnmal Mord ist. Aber es hat auch sein Gutes. Hör zu, sagte ich, ich weiß, daß es gegen die Gesetze ist, gegen die Menschheit gegen Gott und so. Aber dein Kind wird eine Kretin sein, und eine Hasenscharte haben und weiche Knochen die niemals hart werden und Schielaugen und ein Loch mitten auf der Stirn und lange Fledermausohren, da ist es besser: weg damit.
Und Marianne weinte und rührte in ihrem Kaffee.
Und ich sagte: Willst du, daß es nachts aufsteht und uns totbeißt? denn das hatte ich vorher von verrückten Kindern in der Zeitung gelesen, die ihrem Vater nachgeschlagen waren. — Willst du, daß es Angst und Schrecken verbreitet und die Menschen nachts nicht schlafen läßt?
Und Marianne rührte und weinte in ihren Kaffee.
Ich sagte: Ein Verbrecher wird dieses Kind, ein blutrünstiger Mörder, ein Werwolf und Vampir, der nachts an den Hälsen von Unschuldigen saugt und um Mitternacht hört man ihn im Keller an seinen Särgen basteln sägen und hämmern und sieht ihn nicht. Und wir müssen an eine Illustrierte Zeitung schreiben und einen Geisteraustreiber bestellen. Für gutes bares Geld. Denn so hatte ich es vorher im Film gesehen.
Und ich redete und sie rührte und als ich schon aufgehört hatte, rührte sie noch immer und der Kaffee zog und wurde stark und duftete und die Milch löste sich darin und ergraute, und der Zucker löste sich und der Zigarettenrauch geisterte schwanenhalsig um das elektrische Licht, und das Tierlein unter ihrem Herzen löste sich und machte sich für eine lange Wanderschaft bereit, und Tränen schwammen aus ihren Augen und zuckelten schmale süße Rinnsale über ihre gepuderten Wangen und die Musik aus der Box zeterte und lötete blaue Löcher in die stumpfe pelzige Luft und briet an und verkochte zischend im Qualm und Marianne rührte noch immer und rührte mit ihren kleinen starren nervösen Händen und wird vielleicht nie aufhören zu rühren und zu weinen, die Tränen springen ihr von den Wimpern ab und kullern in die Tasse und machen den Kaffee dünn und die Augen trocknen aus und schießen zusammen zu großen salzigen Kristallen ohne Leben, nur die Sonnenstrahlen blinken darin wie in totem Gestein und sie selbst schießt zusammen zu totem Gestein, das mit der letzten Feuchtigkeit seine Wurzeln in die Erde verklammert hat, und nur die Hand wie mit Draht an der steinernen Gestalt befestigt, bewegt sich unablässig im Kreis. Ich hätte mich nicht mit ihnen einlassen sollen.
Als wir von der kleinen Beerdigung im Garten zurückkamen, Onkel Rasha und ich, nahm er mich da beiseite, und geheimnisvoll als gelte es wieder einmal das Vaterland durch eine nationale Verschwörung zu retten, sagte er: Dein Blut ist nichts wert. Es ist Bastardenblut, — und er sah mich durchdringend an; und das sollte wohl wer weiß wie männlich wirken, aber ich roch den Braten und drehte nur die Pupillen in die Nasenwinkel und ließ seinen Blick gegen das Weiß der Augäpfel leerlaufen. Da öffnete er irritiert das Hemd auf der Brust legte meine Linke mit all seinem angelesenen Mannspathos auf die behaarte Haut und sagte:
— Weißt du was das ist? Ich sagte:
— Das ist eine Uhr.
Er nickte und sagte: Es ist das Herz. Geh und such es zu erwerben!
Ich antwortete ihm nicht. Ich hätte ihm gerne einen Denkzettel gegeben. Mit dem Stiefel hätte ich ihm gerne jene Körpergegend ein bißchen krummgebügelt, die ich seit kurzem mit einigem Grund verdächtige, mich ausgeheckt zu haben. Ich hatte während er sprach eine Handvoll Erde zusammengekratzt, ins Maul geworfen hätte ich sie ihm gerne, das hier womöglich sein eigenes Werk als Bastard beschrie. Aber ich ließ es. Einem Kroaten gegenüber, freßlustig und rücksichtslos gegen Frauen, wehleidig und nach dem fünften Glas von den Beinen wenn Männer in der Nähe sind, sollte man beweisen was Haltung ist. Laß dich nicht mit kleinen Geistern ein, sagte er selbst und ich hielt mich auch jetzt daran. Grenzen, die gewisse verwandtschaftliche Beziehungen setzten, illegal und undurchschaubar.
Ich ging. Dieser Mann hatte mir vom Herzen gesprochen. Mir. Ich brauchte nicht lange so zu stehen, mit weggerutschten Pupillen, die Augäpfel ohne Blick starr auf ihn gerichtet; er trollte sich, die Gespensterfurcht seiner Ahnen, die Angst vor Vampiren und Grottenolmen, von denen er mir erzählt hatte, stak auch ihm in den Knochen. Ich ging. Ich verließ das Haus die Heimat auf Nimmerwiedersehen. Ich war es müde ihnen wegzutun. Ich wußte, daß nur in der völligen Regungslosigkeit ein Weg lag. Die vollständige Regungslosigkeit im Gehen, im Voranschreiten, das Beharrungsvermögen in Ununterbrochenem. Die große Starre gehäuteter Heiliger, die unter ihren Peinigern so stillhalten wie unter den Händen von Barmherzigen, die ihnen die Haut wieder überzustreifen suchen.
So nahte in zunehmender Hinfälligkeit die zwölfte Stunde, selbst teilnahms- und bewegungslos, die zwölfte Stunde, wo die Sinne verlöschen, aufgezwungene Ruhe den Leib gefangen hält, der Gleichmut männlicher Jahre zu gleichgültiger Stumpfheit wird und Nacht der Verblendung den Abgelebten umfängt.
(Die Erzählung ist ein Ausschnitt aus einem größeren Manuskript.)



f
fl
flo
floh
flohm
flohma
flohmar
flohmark
flohmarkt





abisag
tüllmann
abisag
tüllmann
abisag
tüllmann
abisag
tüllmann
abisag
tüllmann
abisag
tüllmann
abisag
tüllmann
abisag